









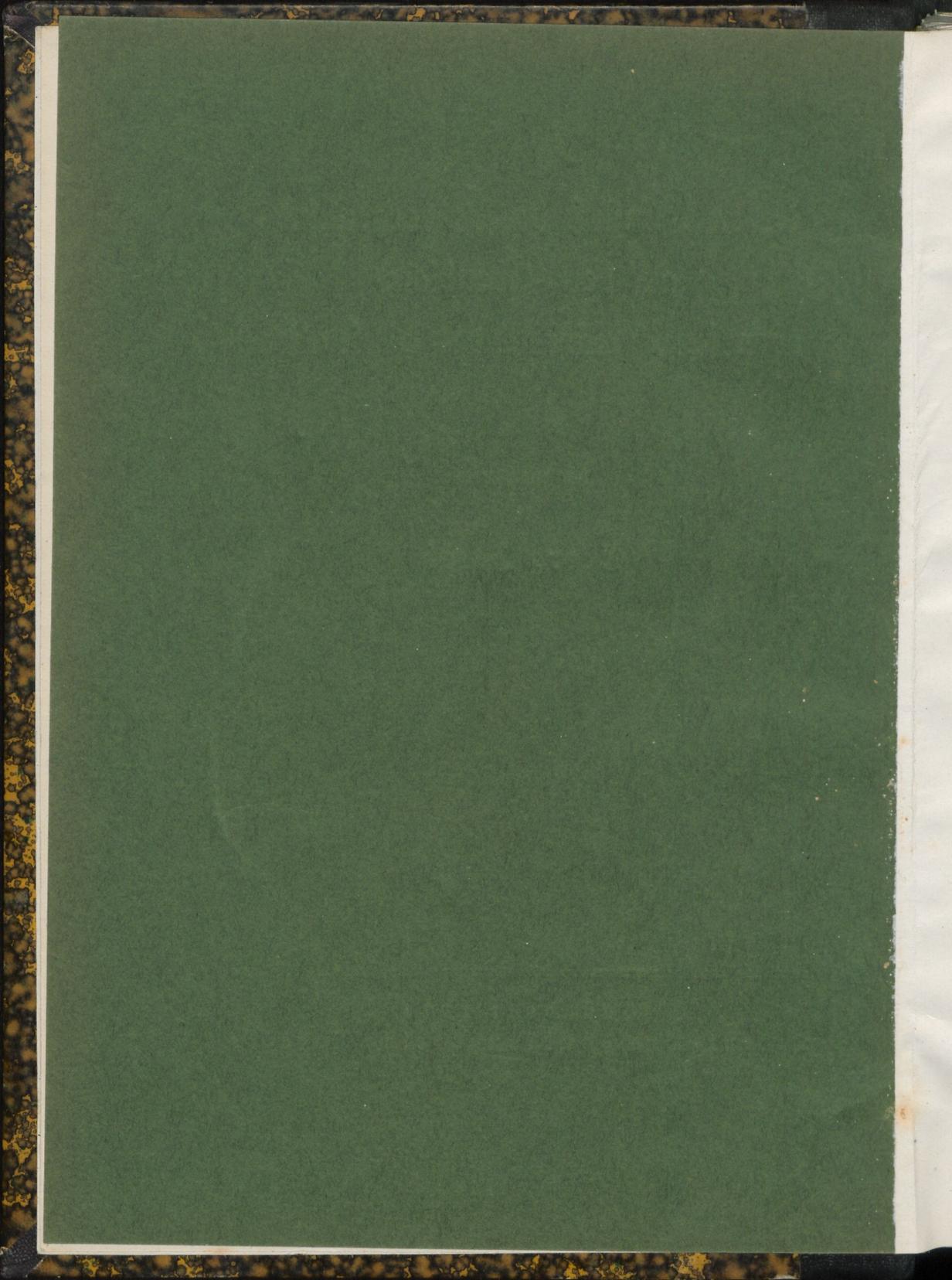
Der Einfluß des Morgenlands  
auf das Abendland  
vornehmlich während des Mittelalters

dargestellt von

Georg Jacob

---

Hannover 1924  
Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire







Na  $\frac{132}{10}$

1924/207

Der Einfluß des Morgenlands  
auf das Abendland  
vornehmlich während des Mittelalters

dargestellt von

Georg Jacobt

---

Hannover 1924  
Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire



Die Göttinger Bibliothek  
auf dem Hildesheimer  
Vorstadtmarkt

Bibliothek der  
Deutschen  
Morgenländischen  
Gesellschaft.



Das klassische Dogma, dessen vereinseltigte Anhänger vielfach Schule und Leben verwechseln, hat meines Erachtens eine Weltanschauung erzeugt, die vor einer auf weiterem Gesichtskreis basierten Kritik nicht standzuhalten vermag. Zunächst unterschätzen wir nur zu häufig die gewaltige Seifesarbeit, welche die Anfänge der Kulturen schuf. Die vorgeschichtliche Forschung lehrt uns heute, daß im Mittelmeergebiet die älteste Kulturwelle im Gegensatz zu früheren Auffassungen von Westen nach Osten ging<sup>1)</sup>. Der Norden aber hat auf diesen Gebieten mit den durch hohe Gebirge abgesperrten Halbinseln Südeuropas zunächst wenig gemeinsam; die ältesten religiösen Anschauungen sind diametral entgegengesetzt, indem die Germanen zu jener Völkerguppe gehören, die den Mond als männliches, die Sonne als weibliches Wesen auffaßt, während bei Griechen und Lateinern der Mond weiblich und die Sonne männlich ist<sup>2)</sup>. Auch die primitiven Kunstfertigkeiten beruhen auf völlig verschiedener Grundlage; der Nordländer schwimmt anders, er rudert anders als der Grieche, Landwirtschaft und Viehzucht sind wesentlich verschieden. „Da sich noch in neueren pflanzen- und wirtschaftsgeschichtlichen Werken“, sagt Hoops<sup>3)</sup>, „vielfach die Vorstellung

<sup>1)</sup> Karl Schuchhardt faßt in seinem *Alteuropa* (Straßburg 1919, S. 334) zahlreiche Resultate in dem Satze zusammen: „Die ganze Entwicklung im ältesten Mittelmeere vom Westen nach dem Osten kann nicht mehr bezweifelt werden.“

<sup>2)</sup> Dieser Unterschied als Einteilungsprinzip bei Frobenius, *Vom Kulturreich des Festlandes*, Berlin 1923, S. 50 ff.

<sup>3)</sup> *Realexikon der germanischen Altertumskunde*, Art. Getreide.

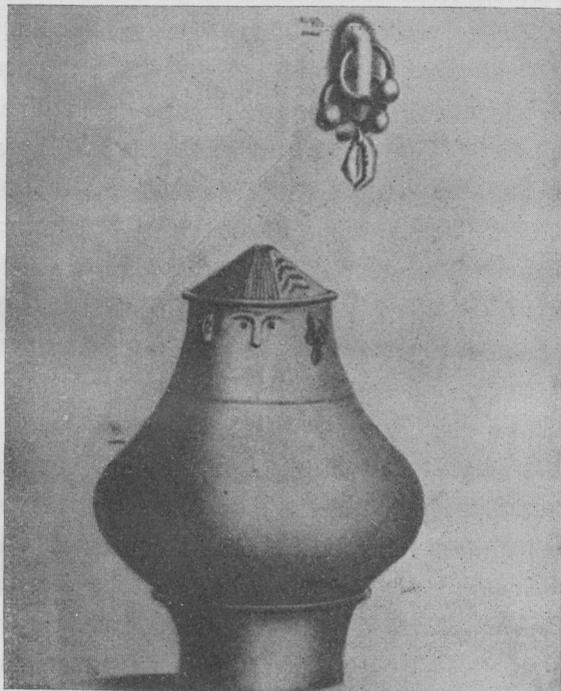


findet, daß der Getreidebau erst durch die Römer oder gar erst im Mittelalter von Gallien aus zu den Germanen gekommen sei, so kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß die Germanen den Römern außer der zweizeiligen Gerste keine einzige neue Getreideart verdanken, daß aber Germanien umgekehrt schon zur Kaiserzeit eine Kornkammer Italiens war.“ Unser wichtigstes Getreide, der Roggen, wurde den Griechen und Römern erst von Norden bekannt; die Germanen verdanken ihn dem Osten; der Name Rugier, Rügen hängt mit ihm zusammen. Wir betreten ja, wenn wir die Alpen überschreiten, eine botanisch und zoologisch gänzlich fremde Welt, während wir ostwärts bis zum Stillen Ozean weiter wandernd nur eine verhältnismäßig geringe Veränderung der Flora und Fauna wahrnehmen. Es wäre seltsam, wenn sich die Menschen im Gegensatz zum natürlichen Milieu entwickelt hätten! Tatsächlich haben innige Kulturzusammenhänge der Völker seit Urzeiten bestanden und weisen für den Norden vielfach nach Osten, während der Einfluß der sogenannten Mittelmeerkultur räumlich wie zeitlich ein beschränkter war. Zunächst sei auf ein sehr altes Zeugnis für eine prähistorische Völkerverbindung zwischen den Gestaden der Ostsee und des Indischen Ozeans hingewiesen: Gehäuse der im Indischen Ozean, Persischen Golf und Roten Meer lebenden Kaurischnecke (Otternköpfschen) werden häufig in vorgeschichtlichen Funden des Ostseebereichs angetroffen<sup>1)</sup>. Da es meines Wissens leider an einer zusammenfassenden Statistik fehlt, will ich hier wenigstens zusammenstellen, was bisher zu meiner Kenntnis gelangte: Im Danziger Provinzial-Museum befinden sich Exemplare von *Cypraea annulus* (aus drei verschiedenen Funden), *carneola*, *lynx*, *moneta*,

<sup>1)</sup> Vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrg. 1877, S. 392.

*tigris* (? *pantherina*). Am wichtigsten ist eine Kaurimuschel im Ohre einer bei Stangenwalde (früher: Kreis Karthaus) ausgegrabenen, hier abgebildeten Gesichtsurne, weil man diese Urnen jetzt einer sehr frühen germanischen Periode, jedenfalls der Bronzezeit zuteilt<sup>1)</sup>.

Eine den Gesichtsurnen verwandte Ohrenurne wurde sodann 1890 bei Wischin (früher Kreis Berent, Westpreußen) ausgegraben, in deren Ohren je drei Bronzeringe steckten, auf deren untersten je eine durchbohrte Kaurischnecke aufgezogen war<sup>2)</sup>. Eine dritte im Danziger Mu-



seum aufbewahrte Gesichtsurne, die aus Euckschin, Kreis Danziger Höhe, stammt, enthielt in ihrem Innern Schalen von *Cypraea lynx* und *carneola*<sup>3)</sup>. Ferner wurde auf dem

1) G. Berendt, Die pommerellischen Gesichtsurnen, Band 1, Königsberg 1872, S. 29.

2) Nachrichten über deutsche Altertumskunde, 2. Jahrg. 1891, Heft 4 S. 57.

3) G. Conwentz, Das westpreussische Provinzial-Museum, Danzig 1905, Tafel 57.

Neustädter Totenfelde bei Elbing, dessen Altertümer den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zugehören sollen, eine *Cypraea moneta* gefunden<sup>1)</sup>. Aus derselben Zeit stammt ein Exemplar von *Cypraea tigris*(?)<sup>2)</sup>, das einem Bronzefund aus Rondsden (ehemals Kreis Graudenz) angehörte und von Herrn Stadtrat C. Bohm in Graudenz 1884 dem Provinzialmuseum in Danzig geschenkt wurde. Auf der Insel Björkö und zwar der im Mälarsee kamen fünf Kaurischnecken zusammen mit kufischen Münzen des 9. und 10. Jahrhunderts vor<sup>3)</sup>; sodann ist *Cypraea melanostoma* in einem Fund auf Gothland, der ungefähr dem 8. Jahrhundert n. Chr. angehören dürfte, vertreten<sup>4)</sup>. Außerdem hat Gothland noch drei Exemplare von *Cypraea moneta* geliefert<sup>5)</sup>, der Fundort heißt Bjestaß (So!), Kirchspiel Sanda. Etwa aus dem 9./10. Jahrhundert stammt auch ein Fund von mehr als 50 Exemplaren von *Cypraea moneta*, der nach freundlicher Mitteilung von Herrn Professor Conwenz am 9. Sept. 1879 in Marienhäusen, Gov. Witebsk (Familie von Lipski), gemacht wurde und in das Polnische Museum zu Thorn gelangte. In den Ostseeprovinzen gefundene Kaurischnecken erwähnt Kruse: *Mémoires de la société royale des antiquaires du nord* 1836—9, Copenhague S. 356. Ich entsinne mich, ein Exemplar noch in der vorgeschichtlichen Abteilung des Germanischen Museums zu

<sup>1)</sup> Der anthropologischen Sektion der Danziger Naturforschenden Gesellschaft vorgelegt am 9. Dezember 1885.

<sup>2)</sup> Der verstorbene Conchylienkenner v. Martens glaubte diese *Cypraea* gesehen zu haben und vermutete, daß sie falsch bestimmt und vielmehr *Cypraea pantherina* sei, die im Roten Meer häufig vorkommt.

<sup>3)</sup> Globus 26. Band 1874 S. 240; Andree, Geographie des Welt Handels, 1. Band 2. Aufl. S. 23.

<sup>4)</sup> Abgebildet in Sildebrands *Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum*, Heft 3 S. 1 Fig. 23.

<sup>5)</sup> S. dasselbe Heft.

Nürnberg gesehen zu haben. Es ergibt sich demnach, daß die Wanderung der *Cypraea* nach dem Norden sich über einen weiten Zeitraum und ein gewaltiges Ländergebiet erstreckt. Aus der Fülle der Parallelen habe ich eine Einzelercheinung herausgegriffen, die ich besonders gut zu belegen vermag. Die Nephritfrage und anderes will ich hier nicht anschneiden, sondern nur noch auf das Buch des Schweden Arne „*La Suède et l'Orient*“<sup>1)</sup> verweisen, das ein reiches Material von in Schweden gemachten Funden orientalischer Provenienz behandelt. Nur noch in Kürze sei der in Rußland und um das Becken der Ostsee überaus zahlreich auftretenden kufischen Münzen<sup>2)</sup> gedacht, die meist dem 8.—10. Jahrhundert angehören und vorwiegend aus den östlichen, damals noch iranischen Provinzen des Chalifats stammen. Von der Intensität dieses Verkehrs kann man ein Bild gewinnen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein einziger Fund von Münzen arabischer Prägung aus dem Gouvernement Wladimir 11077 Exemplare, darunter 10079 Dirhems von der in Buchara residierenden Samanidendynastie zählt, in Schweden bereits an 200 Fundstellen kufischer Münzen konstatiert sind, die allein auf der Insel Gotland gefundenen von Hildebrand auf 13 000 Exemplare geschätzt werden und Ausläufer noch auf den Orkneyinseln<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> *Archives d'études orientales* Vol. 8, Upsal 1914. Vgl. auch Berthold Laufer, *The Bird Chariot in China and Europe*, Newyork 1906; Sofus Larsen, *Alte Sassanidenmuster in nordischer Nachbildung*: Andreas-Festschrift, Leipzig 1916. Die Kulturwege, welche hier archäologisch belegt sind, hat auf philologischem Wege, soweit die verhältnismäßig späten literarischen Quellen zurückreichen, R. Schröder in Heidelberg verfolgt, s. *Germanisch-romanische Monatschrift*, 8. Jahrgang, 1920 S. 204—215, 281—290.

<sup>2)</sup> Besprochen von Liesenhäusen im 3. Bande der Wiener Numismatischen Zeitschrift, Jahrg. 1871, Wien 1872, S. 126 ff.

<sup>3)</sup> Ein Exemplar von dort befindet sich im Berliner Münzkabinett; es kam im März 1858 zusammen mit Silberschmuck zu Tage; Prägort: Samarqand.



und auf Island<sup>1)</sup> vorkamen. Auch unser Kieler Museum vaterländischer Altertümer besitzt eine ziemliche Anzahl<sup>2)</sup>. Bis nach Indien erstreckte dieser Handelsverkehr seine Zweige; in dem von Friedländer beschriebenen<sup>3)</sup> Funde von Obrzycko in Posen befand sich auch eine Münze, welche eine Dewanägarischschrift führt.

Wenden wir nun unseren Blick zunächst von der Vorzeit unserer Heimat über die Jahrhunderte, welche uns später beschäftigen sollen, hinweg der Gegenwart zu: Wir leben und weben in einer orientalischen Religion, deren Stifter kein Griechisch verstand, sondern Aramäisch sprach, und für dessen Gleichnisse die hellenistische Literatur vergeblich nach Vorbildern abgesehen wurde, während man in einem demotischen Papyrus ein solches entdeckte<sup>4)</sup>. Schon durch das Wort der Bergpredigt: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich“ steht diese Religion trotz aller Ableitungsexperimente in einem unüberbrückbaren Gegensatz zum Hellenismus. Sie hat so stark in unser soziales Empfinden eingegriffen, daß Bismarck die Sozialdemokratie geradezu als praktisches Christentum bezeichnen konnte. In den hohen betürmten Dömen, deren Wesensverwandtschaft mit den minaretgekrönten Moscheen des Morgenlandes jeder empfindet, in denen der Apfiss der *Mihrah*, der Kanzel der *Mimber* entspricht, weht ein anderer Geist als in den antiken Tempeln, deren flaches Dach im Gegensatz zur Himmelskuppel wie ein Strich durch die

<sup>1)</sup> *Rapport des séances annuelles de la société royale des antiquaires du nord 1838 & 1839.*

<sup>2)</sup> Vgl. Nöbbe, Münzfunde aus dem 8.–10. Jahrhundert in Schleswig-Holstein: Nordelbingen, 2. Band, Flensburg 1923, S. 277 ff.

<sup>3)</sup> Julius Friedländer, Der Fund von Obrzycko, Berlin 1844, Verlag von Trautwein & Comp.

<sup>4)</sup> Hugo Gressmann, Vom reichen Mann und armen Lazarus: Abhandl. Berliner Akademie 1918.

Natur wirkt, jenen am Boden klebenden Götterkäfigen mit ihren in ihrer Monotonie an Eisenstäbe erinnernden fabrikmäßig gleichen Säulenreihen. Statt in blutigen Opfern gipfelt der Gottesdienst auch bei uns in der Erbauung an heiligen Büchern nach jüdischem Vorbild und vermutlich persischem Muster. Die Glocken unserer Kirchen sind bekanntlich eine Entlehnung aus dem chinesischen Kult und gehen im Osten in sehr frühe Zeit zurück, vielleicht bis ins 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung<sup>1)</sup>. Beim Gebet strecken wir nicht die Hände nach hellenistischer Weise begehrtlich der Gottheit entgegen, sondern falten sie, was immerhin dem indischen Gebetsgestus nahe kommt<sup>2)</sup>, bei dem die Handflächen aneinander gelegt werden, ohne daß die Finger ineinander greifen (*baddhāñjali*). Der Rosenkranz ist zu uns aus Indien durch den Islam gewandert. Ja, sogar das schönste deutsche Fest, das Weihnachtsfest, hat seine Wurzeln im alten Orient: Der altiranische Zarvan (Zeit), der in Alexandria zuerst den Namen Nion erhielt<sup>3)</sup>, tritt ewig neu, wenn sein Vorgänger

<sup>1)</sup> Abbildungen alter chinesischer Glocken bei Oskar Münsterberg, *Chinesische Kunstgeschichte*, 2. Band, S. 151 ff.

<sup>2)</sup> Ernst Diez geht in seinem Aufsatz *Orientalische Gothik* demnach zu weit, wenn er (*Studien zur Kunst des Ostens*, Wien 1893, S. 173) beides identifiziert: „Indien ist aber auch die Urheimat des Gebetsgestus mit gefalteten Händen, wie wir nicht nur aus den genauen Vorschriften über diesen Gestus, sondern auch aus zahlreichen frühen Darstellungen seit der Gandharaplastik wissen. Dieser Gebetsgestus fand seinen Weg nach dem Westen“ usw.

<sup>3)</sup> Reichenstein: *Histor. Ztschr.* 126, S. 30. Ein Artikel der Allgemeinen Zeitung vom 25. Dezember 1905 versucht selbst den Weihnachtsbaum, der sich in Deutschland erst im 19. Jahrhundert allmählich einbürgert, als aus Indien importiert zu erweisen. In der Beschreibung einer Orientreise, die 1503 stattfand, „Die Ritterliche und Lobwürdige Reysz / des . . . Herrn Ludouico Bartolmans von Volonia . . .“ Frankfurt a. M. 1556, wird von einer Wallfahrt berichtet, die zu einem Tempel bei Calicut am 25. Dezember stattfindet. Dort stehen um einen Teich „viel Baum all in einer gestalt / daran hengen sie Lichter und ampeln solcher menig / das es nicht zu zelen ist“. Vgl. dagegen die Beilagen vom 4. und 23. Januar, die Calicut mit Calcutta verwechseln.

1923

schwindet, als Kind ans Licht<sup>1)</sup>. Die Madonnenplastik geht bekanntlich auf das Isisbild zurück. Die beliebte Darstellung der Geburt des Mithras aus dem Felsen zeigt häufig anbetende Hirten. Hier sind dieselben motiviert; die Hirten auf den Bergen begrüßen zuerst den an jedem Morgen neugeborenen Sonnengott. Auch der christliche Begriff der Wiedergeburt wird nur durch diese Beziehungen verständlich. Die Probleme der christlichen Scholastik decken sich völlig mit denen des islamischen Morgenlandes; die deutsche Mystik steht der persischen näher als der antiken. Die volkstümliche Religion pflegt im Abendland der Mönch, im Morgenland der Derwisch, beide in Orden gezüchtet, die nach der Regel eines Stifters leben, wenn sich auch Kloster und Tasse nicht völlig decken. Die Idee des Bettelmönchs verkörperte zuerst der buddhistische *bhikkhu*. Noch heute flutet indische Weltanschauung durch das Medium Schopenhauers und die theosophischen und anthroposophischen Gesellschaften reichlich ins Abendland ein<sup>2)</sup>. Unser Aberglaube geht zu einem nicht unbedeutenden Teile auf das babylonische Altertum zurück, so ist der Unglücksrabe das Symbol des verrufenen „dreizehnten“ Schaltmonats<sup>3)</sup>. Auch die Sonntagsruhe, die namentlich in England so tief in alle Betätigungen eingreift, ist, obwohl vom Sabbat auf den Sonntag verschoben, in letzter Instanz ein Kind babylonischen Aberglaubens, da der Sonnabend unter dem Einfluß eines Unglücksplaneten stand, weshalb es nicht ratsam war, an diesem Tage Geschäfte vorzunehmen. Es gehört nicht

<sup>1)</sup> Ebenda S. 31.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. Th. Schulze, Der Buddhismus als Religion der Zukunft. 2. Aufl. Leipzig o. J.

<sup>3)</sup> Hugo Winckler, Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, Leipzig 1902, geht zu weit, wenn er z. B. S. 22 unser Zifferblatt auf die babylonische Doppelstunde statt auf die Sonnenuhr zurückführt.

viel kritisches Gefühl zu der Erkenntnis, daß die Motivierung der Sabbatsruhe im Alten Testament eine gekünstelte sekundäre Verlegenheitserklärung ist und die Motivierung als Unglückstag das Ursprüngliche war. Das ostpreußische Sylvesterspiel „Glück und Segen“ zeigt durch das Medium der mittelalterlichen Astrologie eben dahin.

Wir schreiben eine Lautschrift, die im Morgenland erfunden wurde, auf einen Schreibstoff, den ein Chinese erfand. Wir rechnen mit Zahlen, die wir den Arabern verdanken. Wir werden im Folgenden sehen, daß auch am Buchdruck, der in Ostasien viel früher als in Europa bekannt war, der Anteil des Morgenlandes bisher unterschätzt wurde. Die Magnetnadel, welche die Seefahrt von den Küsten löste, hat man zunächst in China befragt. Die Stelle des Telegraphen vertrat im Orient schon lange vor den Kreuzzügen<sup>1)</sup> die bei uns erst im 19. Jahrhundert eingeführte Taubenpost<sup>2)</sup>; und unser ehemaliges Hauptverkehrsmittel, die Droschke, mit ihren Verwandten (Coupé) ist, wie die Form noch deutlich verrät, weiter nichts als eine auf Räder gesetzte Sänfte; die Sänfte wurde durch die chinesische Mode der Rokokozeit in Europa eingebürgert<sup>3)</sup>. Unsere Kriegführung beruht auf

<sup>1)</sup> Siehe Browne, *A Literary History of Persia I*, London 1902, S. 396 Anm. 3. Nach *Ibn al-Athâr XI* S. 246 wurde die Taubenpost von *Nûreddîn* im Jahre 567 h = 1171/2 D für Staatszwecke in seinem Reiche organisiert und bewährte sich vortrefflich. [Vgl. *ZDMG.* 70, S. 500. Hartmann.]

<sup>2)</sup> Vgl. M. Sabbagh, *Die Brieftaube schneller als der Blitz, flüchtiger als die Wolke*, aus dem Arabischen, nebst einem Anhang: Beiträge zur Geschichte der Tauben-Post von C. Löper, Straßburg 1879; F. Kluge, *Die Heimat der Brieftaube*: *Frankfurter Zeitung* 7. Januar 1906; Fr. Schwallh, *Noch einmal die Brieftaube*: *Ebenda* 26. Januar 1906.

<sup>3)</sup> Adolf Reichwein, *China und Europa*, Berlin 1923, S. 42 bemerkt, daß man um 1737 in Paris von der Sänfte zur Droschke überging und fährt fort: „Eine eigenartige Tatsache kann vielleicht Licht in diesen Wechsel bringen. In Japan pflegten nämlich Sänften auf Rädern von Pferden gezogen zu werden;

dem Pulver, das wiederum Chinesen zuerst anwendeten. Selbst unser altes preußisches Heerwesen weist orientalische Elemente auf; so ist der Schellenbaum eine Erinnerung an die Türkenkriege; die Manenfahne, der Kolpak der Manenmütze, die Kesselpauke weisen, wie wir sehen werden, auf ähnliche Herkunft; für Seitengewehr war in Bayern noch zu meiner Einjährigzeit vielfach das türkische Wort „jatagan“ im Gebrauch. In Admiral steckt arabisch *emîr* (Befehlshaber), in Arsenal arabisch *dâr es-sinâ'a*. Unger höfisches Zeremoniell entstammt dem Morgenland. Wir spielen Spiele, die müßige Orientalen erfanden. Der ältere Bestand unserer Jahrmärktsbelustigungen läßt sich vielfach im Osten früher belegen. Baumwolle, die im Mittelalter noch als ein wesentlich islamischer Stoff von der Kirche angefeindet wurde, hat heute die ganze Welt erobert. Gewürze, Kaffee, Tee, Zucker und viele andere Artikel, die zu unserm unentbehrlichsten Hausrat zählen, sind Geschenke des Morgenlands. Östliche Entlehnungen haben sogar die künstliche Landschaft unserer Gärten und Anlagen um ihre mithin wichtigsten Zierden wie Flieder, Jasmin, Tulpe, Kastanie bereichert. Unsere Rede wimmelt von orientalischen Lehnworten wie Algebra, Alkohol, Alkoven, Anilin, Araf, Atlas, Bazar, Gaze, Horde, Jasmin, Joppe (*gubba*), Juwel (*gauhar*), Kürschner, Laaf, Laute (*al-ûd*), Magazin, Punsch, Razzia, Ries, Schifane, Sirup, Sofa, Taft, Tarif, Tulpe, Zenith, Ziffer, Zucker<sup>1)</sup>, selbst Sternnamen wie Aldebaran, Algol, der wegen des Wechsels seiner Lichtstärke, welcher sich aus seiner Doppelfernnatur erklärt, nach dem die Gestalt wechselnden Wüstendämon Gul be-

und die Holländer hatten schon frühzeitig, aber vergebens, versucht, diesen Brauch nachzuahmen. Die Annahme liegt deshalb nahe, daß jene französischen Droschken die ersten gelungenen Nachahmungen der japanischen waren.“

<sup>1)</sup> Vgl. Enno Littmann, Morgenländische Wörter im Deutschen, Berlin 1920, erscheint in 2. Aufl.

nannt ist, Vega aus (*en-nasr el-*) *wâqî* der Fallende d. i. der herabschießende Geier im Gegensatz zu dem *nasr et-tâir* dem fliegenden Geier<sup>1)</sup>. Hebräische Ausdrucksweisen und Konstruktionen haben durch die Bibel bei uns Bürgerrecht erworben<sup>2)</sup>, selbst in launiger Rede wie Menschenskind, Rupp sack (*rab-schake* II. Kön. 18, 19), ein großer Jäger vor dem Herrn, und mit Beibehaltung der Originalsprache Mammon, Kreti und Pleti, *tohu wa-bohu* (wüßt und leer), Schibboleth usw. Zahlreiche Mädchennamen wie Elisabet<sup>3)</sup>, Johanna, Marie, Susanne (= *schôschanna* Lilie), die Namen deutscher Kaiser wie Matthias (1612–1619) und Joseph sind hebräischer Provenienz, und den altdeutschen Kaiserornat zieren arabische Inschriften<sup>4)</sup>; das Reichssymbol, der Doppeladler stammt aus dem Orient<sup>5)</sup>; ja sogar der deutsche Michel trägt einen hebräischen Namen.

Wir wollen uns aber hüten, in den Fehler jener Panbabylonisten und Alttertumsenthusiasten zu verfallen, die jede Entlehnung als Kulturgewinn buchen, ohne zu fragen, ob eine zu starke Beeinflussung von einer Seite nicht gerade zur Abkehr mahnt, und zunächst die wichtigsten Kulturerrungenschaften ins Auge fassen. Vorauszuschicken muß ich, daß in der Laienliteratur noch immer der Begriff des Völkergedankens viel Unheil anrichtet,

<sup>1)</sup> Der Übergang von *wâqî* in Vega erklärt sich einmal aus der dialektisch weit verbreiteten *Imâle*, sodann aus dem Laryngalcharakter des *ʿAin*. — Weitere Beispiele bei Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen, Berlin 1809.

<sup>2)</sup> Carl Schulze, Die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache, Göttingen 1860; Theodor von Zahn, Bibelwort im Volksmund, Vortrag gehalten im Evangelischen Vereinshaus in Nürnberg, Nürnberg 1893.

<sup>3)</sup> Die Ausgangsform ist *Elischeba* „Mein Gott ist Schwur“, Exodus 6, 23, das die Septuaginta ungenau durch Elisabet wiedergibt.

<sup>4)</sup> Doß, Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, Wien 1864, S. 29–31.

<sup>5)</sup> Siehe Jacob, Märchen und Traum, S. 9 Anm. 3.

den Hans Naumann<sup>1)</sup> neuerdings zu dem Begriff „Primitive Gemeinschaftskultur“ modifiziert, aber auch dabei, meiner Meinung nach, dem spontanen Entstehen ein zu weites Feld einräumend. Unter Völkergedanken versteht man Kulturerscheinungen, die selbständig an verschiedenen Punkten der Erde auftreten, ohne daß Entlehnung nachweisbar oder anzunehmen wäre. Ob es sich um Völkergedanken oder Kulturentlehnung handelt, ist fast immer leicht zu entscheiden. Wir müssen uns nur fragen: ist das Vorkommen sporadisch oder besteht zeitliche und räumliche Kontinuität (wie beim Schattentheater)? Verschiedene Erfinder kommen auch nicht leicht unter gleich wahrscheinlichen Möglichkeiten in einer rein zufälligen Form überein. Vor allem aber verraten sich Entlehnungen, wie wir bereits sahen, durch Lehnwörter; freilich ist auch diesen gegenüber Kritik geboten, denn der Deutsche liebt es, seine Großtaten Fremden zuzuschreiben, man vergleiche Wörter wie Telegraphie, Lithographie usw.

Zu den wichtigsten Kulturerrungenschaften der Menschheit gehört zweifellos unsere Lautschrift. Aus der griechisch-lateinischen Schrift entwickelte sich wahrscheinlich am Pontus das Runenfuthark, in Italien die lateinische Schrift, welche sich erst in den Kanzleien des Hohenstaufen Friedrich II. zu der deutschen Schreibschrift zu veredeln beginnt, deren Stil allein dem damals aufkommenden weichen Schreibmaterial, dem arabischen Papier, angemessen erscheint. Es ist bedauerlich, mit welcher Gleichgültigkeit wir eine nationale Eigentümlichkeit preisgeben zu Gunsten einer Steinschrift, die auf Papier eine Stilwidrigkeit darstellt, der kalten eckigen durch unschöne Querstriche beschnittenen Antiqua. Erkennen wir die Leichtigkeit der internationalen Verständigung als oberstes Gesetz an, dann hätten wir auch keinen Grund, unsere Sprache

<sup>1)</sup> Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921.

gegenüber dem englischen Mischjargon zu wahren. Die Griechen spielten auf dem Gebiet der Schrift zwar eine Vermittlerrolle, bekennen aber selbst, dieses Gut einem östlichen Kulturheros zu verdanken, was die Gestalt der Zeichen und die beibehaltenen semitischen Namen bestätigen. Der Beweis für die Abhängigkeit der griechischen Formen von den semitischen ist von Lidzbarski mit großer Schärfe durchgeführt worden<sup>1)</sup>. Auch hat sich die griechische Schrift niemals zu der dekorativen Formenschönheit der chinesischen, arabischen oder gotischen aufgeschwungen; altgriechische Majuskeln wirken, mit diesen verglichen, sogar recht häßlich, während mein verehrter Lehrer Julius Guting von einem schön geschwungenen Glif zu sagen pflegte, daß es ihn mehr als eine Raphaelsche Madonna entzücken könne; freilich muß man oft versuchend Vorbilder berühmter Meister nachgemalt haben, um den hohen Formenadel arabischer Schrift zu empfinden. Erfunden wurde unsere Einzellautschrift vermutlich nicht von den Phönikern, zweifellos aber von einem nicht indogermanischen, wahrscheinlich semitischen Volke Vorderasiens. Für Semiten sprechen zunächst die meist aus dem Semitischen leicht zu erklärenden Buchstabenamen. Doch ist zu beachten, daß einige von diesen, nämlich *hê*, *hêt*, *têt*, *sâde*, *qôf* im Semitischen keine einleuchtende Etymologie aufweisen; man wird die Vermutung nicht zurückweisen können, daß in diesen bisher unerklärten Namen Reste der Sprache der Erfinder stecken, die sich der Semitisierung, welche in andern Fällen gelang, widersetzten. Somit würden wir auf eine nicht-semitische Herkunft geführt. Andererseits muß aber auch erwogen werden, daß wir vom Sprachschatz der Phöniker nur verhältnismäßig wenig und von andern semitischen Stämmen des Alter-

<sup>1)</sup> Lidzbarski, Der Ursprung der nord- und südsemitischen Schrift: *Ephemeris für semitische Epigraphik*, 1. Band, 2. Heft.



tums, wie den Edomitern, gar nichts besitzen. Die Idee der Einzellautschrift ist bekanntlich innerhalb unseres Kulturkreises nur einmal entstanden. Ansätze zu einer solchen Erfindung begegnen uns noch bei den Japanern, bei den Bataks auf Borneo und Celebes und bei den Wei in Afrika; merkwürdigerweise ist kein europäisches Volk jemals selbständig auf diese Idee von so großer Tragweite gekommen; selbst Inder<sup>1)</sup> und Parsen schreiben ihre altehrwürdigen Religionsurkunden mit Schriftzeichen, die auf das sogenannte phönikische, besser kanaänäische Alphabet zurückgehen<sup>2)</sup>. In den Entwicklungsprozeß der Schrift, ohne die es ja z. B. keine Geschichte gäbe, haben wir durch Ägyptologen und Assyriologen einen Einblick gewonnen, und wir erkannten im Gegensatz zu früheren phantastischen Annahmen, wie sich dieser Prozeß schrittweise unter gewaltigem geistigen Ringen im Morgenland vollzog. Aber erst 1916 wurden durch den englischen Orientalisten Gardiner Inschriften publiziert in einem bis dahin unbekanntem Schriftsystem, in welchem das gesuchte Zwischenglied zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und der kanaänäischen Einzellautschrift vermutet wurde<sup>3)</sup>; nach den sehr kritischen Untersuchungen des Herrn von Bissling<sup>4)</sup> sind diese Inschriften nicht älter als

<sup>1)</sup> Vgl. G. Bühler, Indische Palaeographie (Grundriß der indo-arischen Philologie). Straßburg 1896, S. 17 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. R. Stübe, Der Ursprung des Alphabets und seine Entwicklung, Berlin 1922. Eine größere Arbeit über dasselbe Thema bereitet mein Kollege Hans Jensen vor.

<sup>3)</sup> Allan H. Gardiner, Der ägyptische Ursprung des semitischen Alphabets, zunächst englisch: *Journal of Egyptian Archeology* III, S. 1 ff., dann deutsch: Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, N. F., Band 2, Leipzig 1923, S. 92–120; Sethe, Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift: *Göttinger Gelehrte Nachrichten*, philologisch-hist. Klasse, aus dem Jahr 1917, Berlin 1918, S. 437 ff.

<sup>4)</sup> Fr. W. v. Bissling, Die Datierung der Petrieschen Sinaiinschriften, München 1920: Sitzungsber. Bayer. Akad.

1500 v. Chr.; ihre Zeichen lassen meist noch bekannte Hieroglyphen erkennen, nähern sich aber vielfach bereits gleichfalls bekannten kanaänischen Buchstaben; aus dem schlecht erhaltenen und dürftigen Material kann man doch Einiges bereits mit großer Wahrscheinlichkeit entziffern, so den kanaänischen Namen der Hathor: *Ba'alat*. Wir kamen früher nicht von der irrigen Voraussetzung los, daß Bild und Lautwert zugleich entlehnt sein müssen; tatsächlich scheinen aber die Semiten nur die Bilder entlehnt und diesen den Anfangslaut ihrer semitischen Benennung zugewiesen zu haben.

Worin besteht nun der Kulturwert der Einzellaute- oder Buchstabenschrift? Keineswegs, wie viele glauben, in der Erleichterung des Lesens; denn die Psychophysik hat experimentell nachgewiesen, daß auch wir wie die Chinesen nicht Buchstaben, sondern Worte lesen, wovon man sich leicht durch die Unfähigkeit, einen Satz in einer gänzlich fremden Sprache sogleich fließend zu lesen, überzeugen kann. Der Umstand, daß wir Worte lesen, erklärt die Neigung, wieder in die Wortschrift zu verfallen, welche wir bei Abkürzungen wie Lpzg, besonders bei allen Kursiven und namentlich bei der Namens-Schiffre beobachten können, auf deren Auflösung in ihre einzelnen Buchstaben-Bestandteile man häufig verzichten muß. Es ist ferner die einzige Entschuldigung für den Anflug, welchen wir „Orthographie“<sup>1)</sup> nennen, der, den phonetischen Charakter der Schrift verfälschend, den Nutzen der großen Erfindung zum nicht geringen Teil wieder aufhebt, indem er z. B. denselben Laut durch verschiedene Zeichen (bei uns z. B. v und f), verschiedene Laute durch dasselbe auszudrücken nötigt, Konsonanten von ganz verschiedenem Lautwert als Dehnungs- und Verkürzungs-

<sup>1)</sup> Man sollte das Wort nur für eine korrekte phonetische Schreibung anwenden.

zeichen des vorangehenden Vokals verwendet (wie in Hahn, Henne), usw. Dennoch hat die Buchstabenschrift selbst in England, wo man stets einen andern Vokal schreibt, als man meint, das Lesenlernen erheblich vereinfacht und erleichtert, was eine Verbreitung der Bildung bedeutet; auch wohnt ihr eine größere Fernwirkung über Nation und Zeitalter hinaus inne, und schließlich hat sie erst die Zweckmäßigkeit des Drucks mit beweglichen Typen geschaffen. Eine weitere Zerlegung in zwei Elemente, auf der die Telegraphie beruht, wäre bei einer Bilder- oder Silbenschrift ausgeschlossen. Phonetisch ist natürlich unser Schriftsystem noch höchst unvollkommen; die Formen sollten zunächst die Artikulationsstelle anzeigen; es sollten die gleichen Vorgänge wie etwa der Stimmton, die Aspiration usw. durch gleiche Buchstabenbestandteile ausgedrückt werden; eine weitere Zerlegung der Laute ist denkbar, und die Schrift könnte sich bei ihr noch einfacher und praktischer gestalten.

Eine andere Geistesstat, kaum minder groß als die Erfindung des Alphabets, wurde im Mittelalter dem Abendland von den Sarazenen übermittelt: das arabische Zahlensystem, das in unserer Lautschrift das letzte Rudiment der Sinnbildschrift bildet. Um die Bedeutung der konsequenten Durchführung der Stellenwertschrift, welche auf der Erfindung der Null beruht, zu ermessen, vergegenwärtige man sich die absolute Unmöglichkeit, etwa mit griechischen und römischen Zahlen eine Logarithmentafel zu berechnen und die Unentbehrlichkeit dieses Hilfsmittels für alle mathematischen Wissenschaften der Neuzeit, für Mechanik, Astronomie usw. Selbst die einfachsten Rechenoperationen wie Dividieren waren ja mit antiken Zahlen gar nicht auszuführen, und es gehört tatsächlich Fanatismus dazu, noch heute Schreibungen wie CICI CCCLXXXVIII auf Titelblättern usw.

vor 1888 zu bevorzugen. Jeder Philologe weiß, welche fatale Druckfehlerquelle die Ansätze der Beibehaltung der römischen Zahlenmonstra darstellt. Daß das Stellungwertsystem und die Null aus Indien stammt, war bereits dem Araber Ja'qûbi im 9. Jahrhundert bekannt<sup>1)</sup>.

Die Geschichte der weiteren Wanderung der Null läuft nicht parallel der Wanderung der Formen der andern Zahlzeichen. Auch die Schaffung eines Zeichens der Wertlosigkeit, die man mit Recht als eine der größten Taten des Menschengewisses gefeiert hat, vollzog sich in interessanten Etappen. Im Abendland taucht die Null erst im 12. Jahrhundert auf. Aus der arabischen Literatur habe ich einen Beleg aus dem 8. beigebracht. Ein Beduine verwünscht in einem Gedicht<sup>2)</sup>, welches er gelegentlich einer Expedition nach Cypern unter dem Chalifat Walid II im Jahre 125/6 h = 743 D verfaßte, die Seefahrt, welche er gern mit einem Kamelritt vertauschen möchte, Gold und himmlischen Lohn andern überlassend; hätte er nur wieder festes Land unter den Füßen, dann wollte er sofort desertieren: „Wahrlich, mein Name wird bei der Musterung einen Kreis erhalten.“ Etwa auf die nämliche Zeit würde sich das von Nöldeke dazu angemerkte „es wurde ein Kreis über meinen Namen gezogen“: *Iqd al-farid III* Ausgabe 1305 h S. 6 Z. 13 v. u. beziehen, wenn die Erzählung historisch wäre. Endlich erklären die *Mafâih al-'ulûm* (Ausgabe von Bloten S. 64 Z. 12/3) unter den Kunstausdrücken der Armeesekretäre *al-wa'd'* folgendermaßen: „Wird über den Namen Jemandes ein Kreis gezogen, so wird er von der Liste abgesetzt.“ Ich glaube

<sup>1)</sup> Siehe *Ja'qûbis Ta'rih*, ed. Houtsma I S. 92/3.

<sup>2)</sup> Abgedruckt in Noeldkes *Delectus veterum carminum Arabicorum* S. 62; vgl. Wellhausen, *Die Kämpfe der Araber mit den Römern in der Zeit der Umayyaden*, S. 32.

2 Jacob, *Der Einfluß des Morgenlands auf das Abendland*.

ferner, daß eine Reihe von Erscheinungen mit der Entwicklungsgeschichte der Null zusammenhängt, welche man früher nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachtet hat, nämlich die Tilgungszeichen, welche verschiedene Schriftarten bald in Gestalt eines Kreises, bald in der eines Punktes aufweisen. Auch im hebräischen Alten Testament bezeichnen unsere Texte jeden auszumerkenden Buchstaben durch einen darüber gesetzten Punkt (vgl. z. B. Genesis 16, 5); soll das ganze Wort nicht gelesen werden, so wird der Punkt über jedem einzelnen Buchstaben desselben wiederholt (z. B. Genesis 33, 4). Die Erwähnung dieser Punkte im Talmud<sup>1)</sup> beweist, daß sie älter sind als das masoretische Vokalsystem, welches der Talmud noch nicht kennt. Auch im kuffischen Codex Wehstein N. E. Nr. 5<sup>2)</sup> erscheint eine gelbe Null als Tilgungszeichen. Wir gebrauchen die Tilgungspunkte, für die das unschöne Durchstreichen aufgekommen ist, noch zur Vereinerung des Ausstreichens. Schließlich gehört auch noch der Abkürzungspunkt in diesen Zusammenhang. Die Beziehung zur Null liegt nahe; denn auch die Null wurde in ältester Zeit meist, wie noch in der heutigen Ziffernschrift der Araber, durch einen Punkt dargestellt. Dagegen hat das arabische Zeichen der Vokallosigkeit (*Gezma*), ein nach oben leicht geöffneter Kreis, nichts mit der Null zu schaffen, sondern ist eine graphische Entwicklung des arabischen Schluß-*Gim*<sup>3)</sup>.

Wo aber tritt die Null zuerst in Verbindung mit Rechenoperationen auf? Soernle hat sie in den aufgefundenen Bruchstücken einer indischen Arithmetik, die er spätestens ins 3. oder 4.

<sup>1)</sup> Der Babylonische Talmud, übersetzt von Wünsche, 1. Halbband, Leipzig 1886, S. 6.

<sup>2)</sup> Siehe Nöldkes Geschichte des Doran, 1. Aufl., S. 316.

<sup>3)</sup> Vgl. Karabacek, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 31. Band 1877, S. 139.

Jahrhundert unserer Aera verlegen möchte, nachgewiesen, allerdings noch in wesentlich anderer Funktion; der Punkt steht dort auch noch für die Unbekannte<sup>1)</sup>. Spuren der Null im alten China scheinen mir noch der Bestätigung zu bedürfen; die sehr alten chinesischen Münzen, auf denen sie auftauchen soll, sind, da sie früheren Jahrhunderten nicht erreichbar waren, jetzt aber in Menge auftreten, der Fälschung verdächtig. Dagegen ergab sich, daß Null und Positionssystem sich bereits im vorkolumbischen Amerika in der Kalenderschrift der Maya finden, die Null wird in den Mayahandschriften durch ein leeres Schneckengehäuse dargestellt<sup>2)</sup>. Auch die Inder nennen die Null *sūnya* leer oder *kha* Luft, das Zeichen dagegen heißt *bindu* Tropfen. Das Wort „Ziffer“, arabisch *sifr* leer, bezeichnet ursprünglich die Null; noch Luther sagt von der Machtlosigkeit der Bischöfe gegenüber dem Papst, sie säßen da wie Ziffern<sup>3)</sup>. Im 16. Jahrhundert vollzieht sich eine Begriffsspaltung in der Weise, daß das Wort in der Form *zéro* die alte Bedeutung Null wahrte, in der Form *chiffre*, Ziffer aber für jedes einzelne Zahlzeichen gebraucht wurde. Für die von Krumbacher<sup>4)</sup> versuchte Ableitung aus *ψηφο(γο)ρία* wüßte ich im Arabischen keine lautliche Parallele; *sifr* findet sich in der

<sup>1)</sup> R. Goernle, *On the Bakhshali Manuscript*: Verhandlungen des 7. internationalen Orientalisten-Kongresses in Wien im Jahre 1886, Afrische Sektion, Wien 1888, S. 131/2, vgl. M. Haberlandt, *Zur Geschichte der Null*: Österr. Monatschrift für den Orient, 16. Jahrgang, Wien 1890, S. 158–160.

<sup>2)</sup> Ed. Selzer, *Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde* I, S. 122, 147. — „Die Tatsache,“ so schreibt mir ein berühmter Philologe, „daß man an verschiedenen Stellen der Erde unabhängig darauf kam, ein Zeichen der Wertlosigkeit zu schaffen, stellt den griechischen Mathematikern ein berebtes Armutzeugnis aus.“

<sup>3)</sup> Vgl. engl. *cipher*.

<sup>4)</sup> Karl Krumbacher, *Woher stammt das Wort Ziffer?*: Pischari, *Études de philologie néo-grecque* (Bibliothèque de l'École des hautes études 92) Paris 1892, S. 348.

Bedeutung „leer“ bereits in der vorislamischen Beduinenpoesie<sup>1)</sup>; es wird daher bei der alten Erklärung bleiben<sup>2)</sup>, daß es in der Bedeutung „Null“ lediglich eine Übersetzung des begrifflich genau entsprechenden indischen *sunya* darstellt.

Wie das Zeichen der Wertlosigkeit, so entstammt auch das für den unbekanntem Wert dem Morgenland. Allerdings haben auch hier die merkwürdigsten Erklärungskünste aus dem antiken Kulturkreise spielen müssen und die üblichen Bewunderer gefunden. Nach Drouhet z. B., den C. Henry noch für seinen „ingeniösen“ Einfall lobt<sup>3)</sup>, haben wir in unserm  $x$  das römische Zeichen für 1000, nämlich  $\infty$  (= CIO) zu erblicken, denn man sage ja: „er ist für 4“ usw. Eigentlich sollte man meinen, daß Mathematiker und speziell Arithmetiker bei Zahlenangaben ein wenig korrekter zu verfahren lieben und nicht 1000 für eine beliebige andere Zahl schreiben. Bekanntlich hat Lagarde nachgewiesen<sup>4)</sup>, daß das  $x$  der Mathematiker eine Abkürzung des arabischen Wortes *schei* „eine Sache, etwas“ ist, das schon im 11. Jahrhundert für die Unbekannte gebräuchlich war und nach der damals üblichen abendländischen Umschreibung durch *xei* wiedergegeben werden mußte, auch bei Pedro de Alcalá in dieser Form erscheint. Die vollständige Kongruenz des abendländischen und morgenländischen Gebrauchs dieser Bezeichnung wird Jeder bestätigen, der arabische Mathematiker gelesen hat.

Die Wanderung der arabischen Ziffern nach dem Westen

<sup>1)</sup> *Hâtim* ed. Schultheß 31, 9; vgl. auch *saḡira 'l-witābu: Imru'ulqais*, Ahlwardt 7, 3.

<sup>2)</sup> F. Woepfle, *Mémoire sur la propagation des chiffres indiens: Journal Asiatique*, VI. Série, Tome I, 1863, S. 522.

<sup>3)</sup> *Revue archéologique, Nouvelle Série*, Vol. 38, Paris 1879, S. 5.

<sup>4)</sup> Lagarde, *Woher stammt das x der Mathematiker: Mitteilungen I*, Göttingen 1884, S. 134–7.

hat, wie erwähnt, ihre eigene Geschichte. Natürlich hat es nicht an Versuchen gefehlt, sie auf einen abendländischen Ursprung zurückzuführen, doch sind dieselben noch weniger ernst zu nehmen als bei der Buchstabenschrift; die von Sédillot ausgeklügelte graphische Entwicklung der arabischen aus den römischen Ziffern<sup>1)</sup> ist eben nur ein Spiel der Phantasie und historisch nicht zu verfolgen. Die arabischen Ziffern sind allerdings keine arabische Erfindung; schon der Umstand, daß sie von links nach rechts, nicht wie die arabischen Buchstaben von rechts nach links geschrieben werden, bezeugt, daß auch hier die Araber nur eine Vermittlerrolle gespielt haben. Daß dagegen die *Sijâqat*-Ziffern, die namentlich in den zahlreichen türkischen Rechnungsbüchern der Janitscharenzeit Verwendung fanden und manche Anklänge an die gewöhnlichen arabischen Ziffern zeigen, aus den Abkürzungen der arabischen Zahlwörter entstanden sind, ist längst erkannt. Die Zeichen jedoch, die uns als arabische Zahlen bekannt sind, entstammen dem indischen Kulturkreis, wie bereits Georg Jakob Rehr 1725 erkannte<sup>2)</sup>; Prinsep<sup>3)</sup> vertrat dann die Ansicht, daß die indischen Zahlzeichen sich aus den Anfangsbuchstaben der entsprechenden Zahlwörter entwickelt haben. Das wäre eine interessante Parallele nicht nur zur Entlehnung der *Sijâqat*-Ziffern, sondern auch zu der der semitischen Lautschrift, wie sie sich nach den neuesten Forschungen darstellt. Doch unterschätzt Prinseps Hypothese wohl wieder einmal die Möglichkeit zufälliger

<sup>1)</sup> *Sur l'origine de nos chiffres, lettre de M. L. Am. Sédillot à M. le prince Balthasar Boncompagni. Extrait des Atti dell' Accademia pontificia de' Nuovi Lincei, Tomo 18 — Anno 18, Sessione 5<sup>a</sup> del 2 aprile 1865, Rome 1865, namentlich S. 6.*

<sup>2)</sup> *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, 1905, S. 248.*

<sup>3)</sup> *Journal of the Asiatic Society of Bengal, Vol. VII, Part. I, Calcutta 1838, S. 348 ff.*

Ähnlichkeiten einzelner Zeichen<sup>1)</sup>. Zunächst kommt es darauf an, alle Kombinationen beiseite lassend, die datierbaren Urkunden der Ziffernschrift möglichst vollständig zu sammeln<sup>2)</sup>. Den ältesten Original-Beleg für die Wanderung der indischen Ziffern zu den Arabern hat Karabacek im Führer durch die Ausstellung (Papyrus Erzherzog Rainer) S. 216/7 publiziert. Es handelt sich um den Faijümer Papyrus Nr. 798 der Wiener Sammlung, eine Empfangsbescheinigung über eine Abschlagszahlung von 2 Dirhem, datiert aus dem Jahre 260 (h = 873/4 D) in arabischen Ziffern<sup>3)</sup>. Über die nächstältesten Belege siehe Karabacek: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XI 1897, S. 13. Daß die westarabischen Ziffern den unfrigen sowohl wie den indischen ähnlicher sehen als die modernen ostarabischen, erklärt sich daraus, daß sie die älteren Formen treuer gewahrt haben; die Geschichte der Schrift bietet nach dieser Richtung eine Parallele, da das magribinische Alphabet dem Rufischen vielfach näher steht als das Neschi. Die Ziffern aus einer schirafser Handschrift des 10. Jahrhunderts, welche Woepcke a. a. D. S. 75, Kolumne 4 abbildet, zeigen den Übergang der älteren Form in die heute im islamischen Osten herrschende Gestalt.

<sup>1)</sup> Bei den indischen Ziffern 1–3 liegt die Bildung durch entsprechende Strichzahl wohl am nächsten (vgl. Tafel IX in Bühlers Indischer Palaeographie); fremder Einfluß ist wahrscheinlich.

<sup>2)</sup> Ich verweise noch auf P. Treutlein, Geschichte unserer Zahlzeichen als Beilage zu dem Programm des Großh. Gymnasiums zu Karlsruhe, Karlsruhe 1875, S. 9 ff., woselbst man die ältere Literatur findet; Gotthold Sundermann, Die Zahlzeichen, Gießen 1899, J.-A. Decourdemarche, *Sur la filiation des chiffres européens modernes et des chiffres modernes des Arabes: Revue d'Ethnographie et de Sociologie*, Paris 1912. Über die Entwicklung der Ziffernschrift in Indien orientiert am besten die schon erwähnte Tafel IX in Bühlers Indischer Palaeographie.

<sup>3)</sup> Vgl. das oben erwähnte etwa gleichzeitige Zeugnis in Ja'qûbis Geschichtswerk.

Unser indogermanisches Zahlensystem hat leider infolge der verhängnisvollen Zehnzahl der menschlichen Finger die weitverbreitete dekadische Form. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß ein dodekadisches System wegen seiner größeren Teilungsfähigkeiten und der Rolle, welche die 3 in wichtigen mathematischen Formeln spielt, einen Kulturfortschritt bedeutet hätte. Von allen Völkern der Erde jedoch können sich nur die Ägypter nördlich vom untern Nubien eines solchen rühmen<sup>1)</sup>, während wir — die Franzosen 1799 voran — den Rückschritt taten, unser dodekadisches Maßsystem aus Kleinmut dem unvollkommeneren Zahlensystem zu opfern. Starke Einflüsse im entgegengesetzten Sinne haben sich dagegen in vorgeschichtlicher Zeit geltend gemacht, und man ist darüber einig, daß diese nur vom babylonischen Sechzigmalssystem ausgegangen sein können<sup>2)</sup>. Die Durchkreuzung zeigt sich an verschiedenen Einschnitten in der Zahlbildung bei 60, 12, den Begriffen des Schocks, des Großhundredts usw. Es ist sehr zu beklagen, daß sich der babylonische Einfluß hier nicht noch intensiver betätigt hat.

Werfen wir vom algebraischen Gebiet noch einen kurzen Streifblick in das benachbarte geometrische. Auf der Schule wurde uns der Pythagoräische Lehrsatz als ein Höhepunkt antiken Denkens unter dem Schlagwort des „Großen Pythagoras“ vorgeführt und mit Emphase von der Sestatombe berichtet, die Pythagoras für diese Erleuchtung dargebracht hätte. Seit annähernd einem Vierteljahrhundert wissen wir durch Bürks Ab-

<sup>1)</sup> Hermann Schubert, Zählen und Zahl: Virchow-Holzendorff'sche Vorträge, N. F., 2. Serie, Heft 13, Hamburg 1887, S. 23.

<sup>2)</sup> Johannes Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem, Berlin 1890; D. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Artikel: Zahlen.

handlung über das *Āpastamba-Sulba-Sūtra*<sup>1)</sup>, daß Cantors Hypothese von einem Einfluß der alexandrinischen Mathematik auf Indien unhaltbar ist und der sogenannte „große Pythagoras“, wie Bürk mehrfach belegt hat, spätestens im 8. vorchristlichen Jahrhundert in Indien bekannt war. Daß die Lehren des Pythagoras nach dem Orient weisen, wird allerdings anerkannt; man ist sogar gelegentlich in Nebensächlichem zu weit nach dieser Richtung gegangen; zweifellos stammt die Seelenwanderungslehre aus Indien, wo sie auch bereits im 8. vorchristlichen Jahrhundert nachweisbar ist, und nicht etwa aus Ägypten, wo die Lehre vom Ka, dem Doppelgänger, die sie ausschließt, eine große Rolle spielt. Kaum etwas anderes hat auf die Philosophie des 19. Jahrhunderts einen so durchgreifenden Einfluß ausgeübt als Schopenhauers Willenslehre. Sie stammt nicht aus dem Altertum, sondern ist die indische Lehre vom Durst. Während aber Schopenhauers Wille metaphysisch ist, ist der Buddhismus weit konsequenter, indem er ihn auf die Erscheinungswelt beschränkt.

Nachdem wir gesehen haben, daß zwei der wichtigsten Grundlagen unserer Bildung, Buchstaben- und Ziffern-Schrift, Gaben des Ostens sind, wenden wir uns nunmehr, um ein bestimmteres Urteil über den morgenländischen und abendländischen Anteil am Werke menschlicher Gesittung zu gewinnen, denjenigen Entdeckungen und Erfindungen zu, welche den gewaltigen geistigen Aufschwung der letzten Jahrhunderte vorwiegend gezeitigt haben.

Wir leben im Zeitalter des Universalismus, der allein berufen ist, ganze Menschen zu erziehen; die klassizistischen Schul-

---

<sup>1)</sup> Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 55. Band, Leipzig 1901, S. 556. — Vgl. Heinrich Vogt, Gaben die alten Inder den Pythagoräischen Lehrsatz und das Irrrationale gekannt? *Bibliotheca mathematica*, 3. Folge, 7. Band 1. Heft, Leipzig 1906.

ideale stellen einen Anachronismus dar. Geistige Errungenschaften entstehen niemals aus Volkendunst, sondern brauchen eine reale Basis. Die nicht hoch genug zu veranschlagende Erweiterung unseres Horizonts, die Verbreiterung der Fundamentierung unserer modernen Weltanschauung ergab sich aus dem Eindringen in den Geist fremder Kulturwelten, die erst nach Erfindung des Kompasses, auf welchem die Ozeanschiffahrt beruht, in unseren Gesichtskreis traten. Der angebliche Kompaßerfinder — für Schul- und Examenszwecke natürlich ein Italiano, Flavio Gioja — soll im 14. Jahrhundert gelebt haben. Die Magnetenadel wurde im Abendland allerdings bereits am Ende des 12. Jahrhunderts bekannt. Die Chinesen kannten sie spätestens im 10. Jahrhundert, ältere Belege sind unsicher, ebenso wie eine früher verwertete Stelle aus *Ibn al-Adhârî II*, 97, die uns ins 9. Jahrhundert führen würde, obwohl der genannte Marokkaner erst im 14. schrieb. Klaproths berühmter offener Brief an Alexander von Humboldt *Sur l'invention de la boussole*<sup>1)</sup> gibt die wichtigsten Belege, die von Hirth erweitert wurden; die arabischen sind am vollständigsten von Gilhard Wiedemann in verschiedenen Abhandlungen zusammengestellt<sup>2)</sup> worden. Die Seefahrer im Osten verwandten zunächst hohle Fische aus magne-

<sup>1)</sup> Paris 1834, deutsch (gekürzt) von A. Wittstein, Leipzig 1885; vgl. ferner Alexander Wylie, *Magnetic Compass in China: Chinese Researches*, Shanghai 1897, S. 155–157; Friedrich Hirth, *Origin of the Mariners Compass in China: The Monist*, Vol. 16, Chicago 1906, S. 321–330, und das mir unzugängliche Buch desselben Verfassers *The ancient history of China*, New York 1908; Léopold de Saussure, *L'origine de la rose des vents et l'invention de la boussole: Archives des sciences physiques et naturelles*, 128. Année, Genève 1923.

<sup>2)</sup> G. Wiedemann, *Zur Geschichte des Kompasses bei den Arabern: Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft* 9, 764 (1907), 11, 202 (1909) und 3. Mitteilung, eingegangen am 19. August 1919 (S. A. ohne nähere Bandbezeichnung).



tisiertem Eisen, die, in eine Schüssel getan, auf dem Wasser schwimmend, die Süd-Nord-Richtung annahmen; persische und arabische Texte gedenken dieser Fischchen mehrfach seit dem 13. Jahrhundert. Vor Erfindung des Kompasses diente vielfach ein Rabe, den man fliegen ließ, als Wegweiser, davon finden sich außer in der Noah-Geschichte Spuren bei Japanern, Indern<sup>1)</sup> und Normannen<sup>2)</sup>. Lange vor Columbus haben übrigens die Chinesen auch bereits die Deklination der Magnetnadel gekannt, „sicher seit dem 11., wahrscheinlich seit dem 8. Jahrhundert, wenn nicht früher“<sup>3)</sup>.

Die Sprengstoffe haben nicht nur die ganze Kriegsführung umgestaltet und das geistige Element in ihr gegenüber der rohen Kraft zur Herrschaft gebracht, sondern auch Werke des Friedens durch ungeahnte Leistungen gefördert, z. B. die großartigen völkerverbindenden Tunnelbauten durch das Urgestein der Alpen. Die bei vielen von vornherein feststehende Überzeugung, daß nur Griechen oder Römer das Pulver erfunden haben könnten, hat zu heilloser Verwirrung auf diesem Gebiet geführt. Alle die leicht brennbaren Stoffe, welche das Altertum im Kriege verwendete, wie auch das griechische Feuer<sup>4)</sup>, haben mit Explosivstoffen nichts zu schaffen. Es handelt sich dabei meist um Naphtha. Auch im Heere der abbasidischen Chalifen spielten die *Naffâtân*, die Naphthatruppe, schon frühzeitig eine Rolle; sie vermochten bei Belagerungen Holzhäuser leicht in Brand zu schießen und so Erfolge zu erringen; so erging es Tiflis im Jahre 238 h

1) *Bâveru-Jâtaka: Jâtakam* überf. von Dutoit, 3. Band, S. 141.

2) *Landnámabók*.

3) Belege bei Caussure a. a. O. S. 26–31.

4) Siehe de Goeje, *Quelques observations sur le feu Grégeois: Estudios de erudición oriental*, Zaragoza 1904.

= 852/3 D<sup>1)</sup>, und schon früher berichtet ein arabischer Vers von einer erfolgreichen Naphthabeschießung Heracleas unter *Hārūn ar-Raschīd*<sup>2)</sup>. Auch der persische Dichter *Sādī* gedenkt der Naphthatruppe. Die Verwechslungen früherer Forscher klammerten sich an ein Pulverrezept bei Marcus Graecus, das tatsächlich Salpeter, Kohle und Schwefel enthält. Irrtümlich setzte man diesen Marcus Graecus früher ins 9. Jahrhundert, während wir heute wissen, daß er tatsächlich gegen 1250 schrieb und zwar unter arabischem Einfluß<sup>3)</sup>. Der Mönch Berthold Schwarz ist natürlich ein Gegenstück zu dem angeblichen Kompaßfinder Flavio Gioja, die Geschichtlichkeit beider fragwürdig; jedenfalls aber wird ihr Leben in eine Zeit versetzt, der die Erfindungen, welche sie gemacht haben sollen, längst bekannt waren; die Harmonistik sucht ihnen dann wenigstens irgendeine Verbesserung, welche sie möglicherweise angebracht haben könnten, zu reservieren, jedoch meist mit wenig Glück. In diesen Zusammenhang gehört auch die heilige Barbara, die sich bekanntlich beim Vandaleneinfall in Afrika mit dem von ihr eigens zu diesem Zwecke erfundenen Pulver in die Luft sprengte und daraufhin zur Schutzpatronin der Artillerie avancierte. Die wissenschaftliche Kritik setzte sich auf diesem Gebiet erst 1895 mit der vortrefflichen Geschichte der Explosivstoffe von Komocki<sup>4)</sup> durch, der ein zusammenfassender Vortrag des scharfsinnigen Edmund von Lipp-

<sup>1)</sup> *Tabarī* III, S. 1414 f.; *Qazwīnī* ed. Wüstenfeld II, S. 348; vgl. meinen Arabischen Berichterfasser, 3. Aufl., Berlin 1896, S. 66.

<sup>2)</sup> *Agānī*, 1. Ausg., 17. Band, S. 47 Z. 4 v. u., S. 48 Z. 6.

<sup>3)</sup> Vgl. über ihn jetzt namentlich Edmund O. von Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie, Berlin 1919, S. 477 ff.

<sup>4)</sup> J. von Komocki, Geschichte der Explosivstoffe I, Geschichte der Sprengstoffchemie, der Sprengtechnik und des Torpedowesens bis zum Beginn der neuesten Zeit, Berlin 1895.

mann folgte<sup>1)</sup>, dessen eben genanntes großes Werk über Alchemie ferner zu vergleichen ist. Beide Fachmänner gelangten zu dem Ergebnis, daß Salpeter zuerst in China, jedoch frühestens gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts bekannt wurde. Über die tapfere und erfolgreiche Verteidigung der chinesischen Stadt Pian-king, des heutigen K'ai-fung, der Hauptstadt der Provinz Honan, am unteren Hwang-ho gegen die Mongolen unter Dgotai im Jahre 1232 besitzen wir alte chinesische Nachrichten<sup>2)</sup>. Hier finden wir zum erstenmal Explosivstoffe von den Chinesen verwendet und zwar Sprengkörper gegen den im toten Winkel befindlichen Feind und Raketen; von der Form beider können wir uns nach Abbildungen in chinesischen Feuerbüchern genauere Vorstellungen machen. Noch im 13. Jahrhundert wurden die Araber mit dem Salpeter bekannt und zwar von China her, denn sie bezeichnen ihn als *thelg as-Sin* (chinesischen Schnee) und die Rakete als *sahm chatâi* (chinesischen Pfeil). In dem zwischen 1275 und 1295 entstandenen Feuerbuch des *Hasan ar-Rammâh*, das sich handschriftlich in der Pariser National-Bibliothek befindet<sup>3)</sup>, bildet der Salpeter bereits die „Grundlage der Feuerwerkerei“ (Romocki). Der nämliche *Hasan ar-Rammâh* beschreibt auch zum erstenmal einen Torpedo als „*baida tachrug wa-tahruq*“ (Ei, welches brennend herausfährt) mit Abbildung in einem der Pariser Manuskripte, die Romocki S. 71 reproduziert. Das Wort Muskete stammt, wie de Goeje gezeigt hat, vom arabischen

<sup>1)</sup> Zur Geschichte des Schießpulvers und der ältesten Feuerwaffen: Zeitschrift für Naturwissenschaft, Band 71, 1898, S. 295–364.

<sup>2)</sup> Ausführlich übersetzt von Stanislas Julien bei Reinaud et Favé, *Du feu grégeois, des feux de guerre et des origines de la poudre à canon chez les Arabes, les Persans et les Chinois: Journal Asiatique, Octobre 1849*, S. 284 ff., abgedruckt bei Romocki S. 45 ff.

<sup>3)</sup> De Slanes Katalog Nr. 2825 ff.

*mustaq*<sup>1)</sup>. Im Abendlande findet sich die älteste Abbildung eines Geschützes in einer Oxfordser Handschrift (von *Walter de Millemere, De officiis regum*) vom Jahre 1326<sup>2)</sup>.

Wichtiger als Kompaß und Schießpulver ist jedoch für uns eine andere Erfindung geworden, auf die in neuerer Zeit unerwartete Schlaglichter, namentlich durch ägyptische Funde, gefallen sind; ich meine den Druck. Wenn uns der Buchdruck heute vielleicht als die größte Kulturtat erscheint, so beruht das Verdienst der Erfindung doch weniger auf der Grundidee, als auf zwei Vorbedingungen, welche erst die Rentabilität für jene schufen, ohne die das Verfahren unpraktisch gewesen wäre, nämlich der Herstellung eines wohlfeilen Schreibmaterials und dem Lautschriftsystem, welches den gesamten Sprachschatz durch etwa zwei Duzend Zeichen darzustellen vermochte. Wir werden sehen, wie an diesen Elementen dem Morgenland ein bedeutender Anteil gebührt. Was zunächst die Grundidee anlangt, so ist diese kaum eine geniale Tat zu nennen; sie lag bereits den alten Siegelringen und Münzstempeln zugrunde. Die Babylonier, bei denen das Schreibmaterial bekanntlich Ton war, kannten eine dem Buchdruck ganz analoge Methode zur Vervielfältigung von Texten: Wir besitzen altorientalische Siegelzylinder<sup>3)</sup>, die einen kürzeren oder längeren Text enthalten, welchen sie, über

<sup>1)</sup> Vgl. auch Gilhard Wiedemann, Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften, VI, Erlangen 1906, S. 38.

<sup>2)</sup> Siehe Oscar Guttmann, Das älteste Dokument zur Geschichte des Schießpulvers: Zeitschrift für angewandte Chemie 1904, S. 1060–2. Die von Guttmann reproduzierte Abbildung zeigt ein Geschütz in Form einer antiken Urne.

<sup>3)</sup> Siehe Furtwängler, Antike Gemmen, 1. Band, Tafel 1, 3. Band, S. 1 ff.; Abbildungen auch in Hommels Geschichte Babyloniens und Assyriens. Vor dem Aufkommen des Scarabäus herrschte diese Form des Siegels auch in Ägypten: Furtwängler a. a. O., Dyroff im Führer durch das Kgl. Antiquarium in München, S. 109.

den weichen Ton gerollt, in diesen eingruben. Die Schreibstoffe des klassischen Altertums waren viel zu kostspielig, um eine Übertragung des Abdruckverfahrens auf sie entwicklungsfähig zu machen. Die Kunst stirbt ab, bis Ostasien die Materialfrage in einer bisher unübertroffenen Weise löst. Noch 1875 konnte Wattenbach sagen: „Das Papier hüllt seinen Ursprung in ein dichtes Dunkel, welches wohl nie völlig gelichtet werden wird.“ Wie wunderbar mutet uns heute dieser Satz an; liegt doch die Geschichte des Papiers so klar vor uns, wie kaum die einer andern alten Erfindung.

Pergament und Papyrus erfordern ein sehr kompliziertes Herstellungsverfahren, das einen hohen Preis bedingt. Zentralasien besaß einst ganze Bibliotheken auf Birkenrinde; südindische Handschriften sind in der Regel auf Palmblätter geschrieben; die Chinesen ritzten ursprünglich Bambusstäbchen, wie wir noch aus der Zusammensetzung einiger Zeichen ihrer Begriffsschrift erschließen können<sup>1)</sup>; einen Fortschritt gegen das Ritzen bedeutet bereits die spätere Verwendung des Farbkontrastes. All die genannten Materialien waren jedoch für den Druck ungeeignet. Ich vermute, daß die Erfindung des *pi(t)*, des Pinsels aus Rattenhaar, deren sich die Chinesen noch heute statt der Feder bedienen, durch Mōng Tien, der 209 v. Chr. starb, mit dem Auftauchen eines weicheren Schreibmaterials zusammenhängt, das nach chinesischen Nachrichten bereits in vorchristlicher Zeit aus Seidenabfällen gewonnen wurde. Aber erst etwa 100 Jahre nach Christi Geburt machte der Direktor der kaiserlichen Waffenmanufaktur Ts'ai Lun seine unsterbliche Erfindung, indem er

<sup>1)</sup> Vgl. zum Folgenden Friedrich Hirth, Die Erfindung des Papiers in China: T'oung Pao, Band 1, Leiden 1890, S. 1 ff., abgedruckt ohne chinesische Typen in seinen Chinesischen Studien, 1. Band, S. 259 ff.

wegen des hohen Preises der Seide und der Unhandlichkeit des Bambus ein neues Schreibmaterial erfand und aus Baumrinde, Hanf, Lumpen und alten Fischernezen Papier herstellte. Papier kann ja aus den verschiedensten Pflanzenfasern gewonnen werden, indem man diese von fremden Bestandteilen reinigt, in feuchtem Zustand intensiv durcheinander wirrt und in dünnen Lagen trocknet. Die älteren Verfahren zeigen Ähnlichkeit mit der Filzbereitung, nur daß sie mit animalischem Rohmaterial, die Papierindustrie dagegen mit vegetabilischem arbeitet. Da die Filzbereitung besonders unter den osttürkischen Nomaden zu Hause ist, liegt die Vermutung nahe, daß die Anregung zur Papierherstellung von dort nach China gelangte, zumal wir zuerst von animalischem Rohmaterial (Seidenabfällen) hören. „Das Papier“, sagt Richard Andree<sup>1)</sup>, „ist mehr als einmal erfunden worden, selbst in Amerika, wie die aus Maguay hergestellten und in unseren Bibliotheken erhaltenen mexikanischen Bilderhandschriften beweisen; auch die Tapa der Polynesier ist als gleichwertig zu betrachten.“ Europa aber verdankt, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, diesen Kulturfortschritt dem Ingenium des Ts'ai Lun, dessen Standbild an unseren Büchereien besser am Platze wäre als manches andere.

Die wichtigste Quelle über ihn ist seine Biographie in den Annalen der späteren Han, welche den Zeitraum von 25–220 D behandeln. Die große Tragweite der neuen Erfindung wurde schon in seinen Lebenstagen anerkannt; auch die Folgezeit blieb sich seines Verdienstes bewußt. Im Jahre 105 D wurde Ts'ai Lun durch Kabinettsbefehl offiziell belobigt. Das Haus des Mannes und der Stein, welcher ihm als Unterlage beim Stampfen

<sup>1)</sup> Globus, 82. Band, 1902, S. 34.

seines Papiers gebient hatte, galten noch Jahrhunderte hindurch für berühmte Sehenswürdigkeiten.

Zwei arabische Schriftsteller<sup>1)</sup>, der im 11. Jahrhundert lebende Polshistor Tha'alibi<sup>2)</sup> und der dem 13. Jahrhundert angehörige Kosmograph Dazwini<sup>3)</sup> berichten uns nun nach älteren Quellen, daß die Papierindustrie Samarqands, die Papyrus und Pergament verdrängt habe, durch chinesische Kriegsgefangene dorthin verpflanzt sei, welche Zijâd der Sohn des Sâlih machte. Arabische und chinesische Quellen liefern ferner, bis auf den Monat übereinstimmend, das Resultat, daß Zijâd über die sich gegenseitig befehdenden Türkenfürsten und vom chinesischen Kaiser gesandte Hilfstruppen, die ein Koreaner befehligte, im Juli 751 am Tarâzflusse einen großen Sieg erfocht. Nur bei dieser Gelegenheit können jene Gefangene nach Samarqand gelangt sein. Karabacek's etwas freie und die Konstruktion umstoßende Übersetzung der erwähnten Dazwinifelle scheint mir namentlich den Sinn des Wortes „ittachadha“ verdunkelt zu haben; Dazwinis Zitat würde ich wiedergeben: „Der Verfasser der „Königreiche und Reiserouten“ berichtet, daß von China Kriegsgefangene nach Samarqand verpflanzt wurden, unter denen sich solche befanden, welche das Papiergewerbe kannten und dieses für sich wählten usw.“ Offenbar handelt es sich um die *mukâtaba*, die Möglichkeit des Selbstloskaufs der Sklaven. Zur Aufbringung der Loskaufsumme gewährte man ihnen nämlich häufig Gelegenheit, ein Gewerbe zu betreiben. Im vorliegenden Falle wählten nun

1) Vgl. zum Folgenden namentlich Karabacek, Das arabische Papier: SA. aus dem 2. und 3. Bande der Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer, Wien 1887 und Karabacek, Neue Quellen zur Papiergeschichte: SA. aus dem 4. Bande der Mittheilungen, Wien 1888.

2) *La'âif al-ma'ârif*, herausg. von de Jong, S. 126.

3) *Âthâr al-bilâd*, herausg. von Wüstenfeld, S. 360.

einige chinesische Papierarbeiter die Papierindustrie; die Sache hatte Erfolg und ward zu einer dauernden Errungenschaft für Samarqand. Seit Anfang unseres Jahrhunderts haben uns nun die außerordentlich wichtigen Ausgrabungen in Chinesisch-Turkistan auch die ältesten auf uns gekommenen Papiere beschert, deren mikroskopische Untersuchung weitere Anhaltspunkte für die Geschichte des Papiers lieferte; 1900 entdeckte zunächst M. A. Stein in der Taklamakanwüste zwei chinesische Dokumente auf Papier aus den Jahren 782 und 787, die Wiesner mikroskopisch untersucht und beschrieben hat<sup>1)</sup>; das älteste Stück Papier besitzt das Berliner Museum für Völkerkunde; es stammt aus dem Jahr 399 und ist von Robert in Kostock untersucht worden<sup>2)</sup>; er fand Chinagras, eine Nesselart (*Böhmeria nivea*), mit etwas Beimengungen vom Papiermaulbeerbaum; die Beschaffenheit der Fasern ließ auf Lumpenpapier schließen.

Der Bruder des aus 1001 Nacht bekannten Großweßirs Sa'far, der Barmekide al-Fadl ibn Jahja hatte als Statthalter von Churasan Gelegenheit, das Samarqander Papier kennen zu lernen und verpflanzte diese Industrie, wie uns Ibn Chaldun berichtet, unter Harun ar-Raschid's Regierung zwischen 794 und 795 nach Bagdad. Der Barmekide hat sich durch diesen Schritt ein unsferbliches Verdienst um die Menschheit erworben, indem jetzt, nachdem die Chalifenstadt einmal vorangegangen war, alsbald in allen islamischen Ländern bis nach Spanien Papierfabriken entstehen. Das Museum Erzherzog Rainer besitzt zwei arabische Briefe auf Hadernpapier aus der Zeit um 800 D, also wohl zwei Papierproben der Bagdader Fabrik wenige Jahre

<sup>1)</sup> Wiesner, Ein neuer Beitrag zur Geschichte des Papiers: Wiener Sitzungsber., philos.-hist. Klasse, 148. Band 1904.

<sup>2)</sup> R. Robert, Über das älteste in Deutschland befindliche echte Papier: Der Papier-Fabrikant, Berlin 1911, S. 44 ff.



nach ihrer Gründung (Nr. 917 und 918). Bei zeitlicher Sichtung der Faijümer Urkunden läßt sich die allmähliche Ausbreitung des Papiers auf Kosten des Papyrus deutlich verfolgen; dieser wird in der Mitte des 10. Jahrhunderts völlig verdrängt. Am Anfang des 11. begegnet uns auf dem Fustäter Bazar zuerst Einwickelpapier<sup>1)</sup> an Stelle jenes groben Papyrus, von welchem Plinius XIII, 23 sagt: *nam emporica inutilis scribendo involucris chartarum segestriumque mercibus usum praebet, ideo a mercatoribus cognominata*. Vielleicht entstammen die ägyptischen Urkundenfunde selbst zum Teil solchen Einwickelpapierdepots, wofür die zahlreichen Schriftstücke privaten Charakters sprechen würden.

Das neue Material führte zu einer Reihe überraschender Entdeckungen, von denen ich nur wenig hervorhebe. Noch immer stoßen wir bei Handschriftenbeschreibungen auf die Bezeichnung „Baumwollpapier“, das, wie man früher lehrte, ein Vorläufer des Linnenpapiers gewesen sein soll. Die mikroskopischen Untersuchungen Wiesners in Wien<sup>2)</sup> ergaben, daß Baumwollpapier niemals existiert hat. Dazu stimmt die Angabe eines arabischen Bibliophilen des 10. Jahrhunderts, des Ibn Abi Ja'qub en-Nedim<sup>3)</sup>, daß das churasanische Papier aus Linnen hergestellt werde. Wiesner wies ferner die im Abendland wieder neu entdeckte Leimung mit Stärkekleister schon bei alten arabischen und chinesischen Papieren nach.

<sup>1)</sup> Vgl. Karabacek, Das arabische Papier, S. 37.

<sup>2)</sup> J. Wiesner; Die Faijümer und Aschmüneiner Papiere: Mittheilungen aus der Sammlung Erzherzog Rainer, 2. und 3. Band, Wien 1887, S. 179 bis 260. Ob allerdings (*charta bambyeina*, woher offenbar auch das russische Wort für Papier *bumaga* stammt, Papier aus der syrischen Papierfabrik Mambidisch bezeichnet, wie Karabacek meint, ist mir zweifelhaft.

<sup>3)</sup> Fihrist S. 21.

Im 12. Jahrhundert gelangte die Papiererzeugung von den Arabern zu den Romanen und im 14. nach Deutschland. Wie tief heute die Erfindung, deren Geschichte wir eben skizziert haben, in alle unsere Verhältnisse eingreift, zeigt unter anderm der Beiname des papierenen, den man unserem Zeitalter gegeben hat. Selbst unserer Sprache hat es seinen Stempel aufgedrückt, und wir kämpfen, oft mehr mit Büchern als mit Menschen verkehrend, einen harten Kampf gegen den „papierenen Stil“. Aber selbst die Entlehnung des Stoffes hat in der Sprache noch Spuren hinterlassen. Unsere Papiermaße „Buch“ und „Ries“ enthalten arabische Reminiszenzen. Ries ist das arabische *rezma*<sup>1)</sup> „Paket“, das ins Spanische als *resma*, ins Italienische als *risma*, ins Französische als *rame*, ins Englische als *ream* überging. Für „Buch Papier“ sagt der Franzose „*main de papier*“, der Russe „*djest bumagi*“; *dest* ist das persische Wort für Hand und bezeichnet im Arabischen auch ein Maß, namentlich für flache Gegenstände wie Brotfladen<sup>2)</sup>. Für das Material dagegen übernahmen die Sprachen des Abendlandes kein neues Lehnwort, sondern übertrugen die ägyptische Bezeichnung des um Jahrtausende älteren Schreibmaterials auf den neuen Ankömmling, der mit jenem die vegetabilische Natur gemeinsam hatte, ähnlich wie die Bezeichnung „Feder“ sich auch auf das vollkommnere stählerne Schreibwerkzeug vererbte.

Die Erfindung des Papiers zeitigte in Ostasien bald eine Reihe neuer Erscheinungen, die das Abendland meist erst

1) *rezmatu thijābin*: *Quschairis Risāle*, Ausg. Kairo 1318, S. 202, Z. 24; *rizam daqīq* Säcke voll Mehl in den *Menāqib* des *Schēch Adī*.

2) *So Ibn et-Tiqṭaqā* ed. Alshwardt, S. 131: er aß einen *dest* Brezel. Ein *dest* Nadeln: Grünerts Arabische Lesestücke II, S. 10, Z. 22. In dem Stambuler Schattenspielbrücke *Karagözün aktor olması* heißt es „*bir deste kıat*“ (eine *deste* Papier), *deste* als Maß für Wolle: *Evljā II*, S. 432, Mitte.

in der Periode der großen Chinabegeisterung im Aufklärungs- und Rokoko-Zeitalter entlehnte, so die Papiertapeten, Papierlaternen, Papierdrachen<sup>1)</sup>, das Papiergeld usw. Am wichtigsten ist die Übertragung des Druckverfahrens auf das Papier geworden.

Gleich der Kunst der Papierbereitung ist auch die des Druckes vom Morgenland zum Abendland gewandert. Leider sind wir über die Anfänge dieser Technik in China noch nicht unterrichtet, was bei dem erstaunlichen Mangel an sinologischen Arbeitskräften nicht verwunderlich ist, denn obwohl jeder dritte Mensch etwa ein Chinese ist und dieses Volk eine umfangreiche hochentwickelte Literatur besitzt, die zu den ältesten der Menschheit zählt, auf vielen Gebieten des Kunstgewerbes noch heute vom Abendlande nicht erreicht wurde und eine wirtschaftliche Zukunft ersten Ranges hat, gab es doch zu Zeiten des Überflusses in Deutschland viele Universitäten, welche dies gewaltige Kulturgebiet ignorierten, während auf zahllosen Schulen Samniter-, Sabiner- und Messenerkriege gleichsam als Quintessenz der „Weltgeschichte“ bis zum Überdruß traktiert wurden. Wenigstens ist von den Dayak auf Borneo bekannt<sup>2)</sup>, daß sie zum Tätowieren, das ja vielfach die Kleidung ersetzt, ihre Muster zunächst in Holz schnitzen, dann mit Hilfe eines Farbstoffs auf die Haut drucken und die Operation nach der Vorzeichnung ausführen. Natürlich fehlen für das Alter dieses Verfahrens die Zeugen. Ägyptische Zeugdrucke besitzen wir nunmehr aus dem 6. Jahrhundert. Vielleicht das älteste Exemplar dieser Art stammt allerdings aus dem Grabe des heiligen Caesarius zu Arles, ist aber doch höchstwahrscheinlich

<sup>1)</sup> Vgl. Cicerone, 15. Jahrg. Heft 22, November 1923, S. 1036.

<sup>2)</sup> Siehe Heinrich Schurk, Urgeschichte der Kultur S. 397 und Abbildung eines Tätowiersampels S. 398.

ägyptischer Herkunft<sup>1)</sup>, aufbewahrt wird es im Germanischen Museum zu Nürnberg<sup>2)</sup>. Dieses besitzt ferner eine wertvolle Kollektion von Zeugdrucken aus dem 6. und 7. Jahrhundert, welche Dr. Forrer seiner Zeit zu Ichnim in Oberägypten ausgrub, sowie zwei Zeugdruckmodeln ebendaher. Der bei Forrer, Die Kunst des Zeugdrucks (Straßburg i. Elsaß 1898) Taf. III Nr. 1 abgebildete Felsen scheint die Anfänge dieser Technik im Abendlande zu repräsentieren und stammt nach dem genannten Gelehrten vielleicht noch aus karolingischer Zeit. In den folgenden Jahrhunderten hat im Abendlande, wie es scheint, Deutschland ganz besonders den Zeugdruck gepflegt<sup>3)</sup>. Wie ein Übergang vom Zeug- zum Papierdruck stellt sich eine Technik der Polynesier dar. Diese verfertigen durch Klopfen aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums einen papierähnlichen Stoff, den sie bedrucken und zur Bekleidung verwenden. Leider wird es auch hier unmöglich bleiben, das Alter dieser Technik festzustellen.

Der Papierdruck stellt sich bei den Chinesen wie eine Folge der Papiererfindung dar. Bereits im Jahre 175 D ließ man den Tert chinesischer Klassiker an der Außenseite der Universität aufstellen und nahm davon Abzüge. Am Ende des 6. Jahrhunderts wurde in China mit Holzplatten gedruckt; um diese Zeit wurden nämlich auf Anordnung des Gründers der Sui-Dynastie die Überbleibsel der klassischen Bücher in Holz geschnitten. Frühzeitig wanderte die chinesische Erfindung nach Ost

<sup>1)</sup> R. Forrer, *Les Imprimeurs des Tissus*, Straßburg 1898, S. 9.

<sup>2)</sup> Nr. 1088 in Champes Katalog der Gewebesammlung des Germanischen Nationalmuseums, 1. Teil, Nürnberg 1896.

<sup>3)</sup> Außer der erwähnten Literatur vgl. über Zeugdruck noch: Forrer, Die Zeugdrucke der byzantinischen, romanischen, gotischen und späteren Kunstepochen, Straßburg 1891; Karabacek, Führer durch die Ausstellung (Papyrus Erzherzog Rainer), Wien 1891, S. 228/9.

und West. Über die Anfänge des japanischen Buchdruckes besitzen wir eine eingehende Untersuchung von Satow<sup>1)</sup>. Aus ihr entnehme ich die Tatsache, daß die Kaiserin Schō-toku im Jahre 764 an buddhistische Tempel und Klöster eine Million kleiner hölzerner Pagoden verteilen ließ, deren jede einen Abdruck eines Abschnittes aus der buddhistischen Schrift *Vimala nirbhāsa Sūtra* einschloß. Im Jahre 770 gelangte die Ausführung dieses Befehls zum Abschluß. Eine Anzahl dieser Pagoden hat man nun im Hōrju-Kloster in Yamato wieder aufgefunden. Sie enthalten Sanskrittext, aber in chinesischer Schrift, auf langen zusammengerollten Streifen. Faksimiles existieren bisher nur in japanisch geschriebenen Werken<sup>2)</sup>, doch sollen die Originale aller dieser ältesten Buchdrucke der Menschheit von der japanischen Regierung auf der Bugra in Leipzig, die durch Ausbruch des Weltkrieges ein frühzeitiges Ende fand, ausgestellt gewesen sein. Ferner besitzen wir aus dem Jahre 816 Druckplatten mit erhabenen chinesischen Zeichen aus Metall<sup>3)</sup>. Dem Sinologen Hirth wurde in China noch ein durch Tafeldruck im Jahre 1054 D hergestelltes Buch zum Kauf angeboten, das die Gedichte eines Poeten der Sung-Dynastie mit Porträt des Verfassers in Holzschnitt enthielt<sup>4)</sup>. Für die folgenden Jahrhunderte fließen die Nachrichten über ostasiatische Buchdrucke immer reichlicher.

Obwohl bereits der Geograph Ritter darauf hinwies, daß die Buchdruckerkunst in den lamaistischen Klöstern alt

<sup>1)</sup> Satow, *On the early History of Printing in Japan: Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. X, Yokohama 1882, S. 48 ff.*

<sup>2)</sup> *Kwanke zattschō und Kokoku schobatsu.*

<sup>3)</sup> Abgebildet in *Schiūko zissehiu, Band 1.*

<sup>4)</sup> F. S., *Old Chinese Books: Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society for the year 1885, New Series, Vol. XX, Shanghai 1886, S. 53.*

sei<sup>1)</sup>, kam man doch mit der Zeitbestimmung der alten tibetischen Drucke nicht recht vorwärts, da die in ihnen als Drucker, beziehungsweise Patrone genannten Männer sonst unbekannt sind. „Das älteste bisher belegte Datum für tibetische Drucke“, so schrieb mir B. Laufer am 18. Juli 1902 aus Peking, „ist nun das Jahr 1069 D, wie ich aus einer Inschrift der Liao-(Khitan)-Dynastie entnehme, die sich im Tempel Ta chüeh su (23 Meilen nordwestlich von Peking am Fuß der Westlichen Berge, wo ich neulich eine Woche zubrachte) befindet. Da wird erzählt, daß ein Privatmann Teng tsung kwei 500 000 Kupfercash, den Rest seines Vermögens hergegeben habe, um 579 Bände tibetischer heiliger Schriften drucken zu lassen und besagtem Tempel zu widmen. Über Titel und Inhalt dieser Werke ist leider nichts gesagt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Tibet bereits im 9. Jahrhundert D gedruckt wurde.“ Nach der von Huth übersetzten Geschichte des Buddhismus in der Mongolei<sup>2)</sup> wurde das erste Exemplar der tibetischen Riesenwerke Kandschur und Tandschur in Tibet zur Zeit des Mongolenkönigs Döjantö Ghan, der von 1311—1319 regierte, gedruckt; es wird daselbst von einem Frommen berichtet, der nach der Mongolei ausgewanderte, dort bei dem genannten Herrscher Opferpriester wurde und nun eine große Menge Requisiten zur Drucklegung der beiden Werke, namentlich auch chinesische Schwärze, zur Freude des Lama sandte. Mit den gesandten Druckplatten wurde der Kandschur und Tandschur gedruckt, dessen Exemplare von da ab immer häufiger wurden.

1) Erdkunde, 2. Teil 2. Buch: Asien, Band 1, 2. Ausg. Berlin 1832, S. 144/5.

2) *Jigs-med nam-mk'a* aus dem Tibetischen herausgegeben, übersetzt und erläutert von Georg Huth, II, Straßburg 1896, S. 165. — Vgl. auch Köppen, Die Religion des Buddha II, S. 277.

Unsere Ausgrabungen in Turkistan förderten auch uigurische Holzblockdrucke zu Tage, die vermutlich dem 9. oder 10. Jahrhundert angehören; einen derselben hat F. W. K. Müller in *Uigurica II* veröffentlicht<sup>1)</sup>. Im Jahre 1330 wurde die *Sûtra* vom Großen Bären-Gestirn uigurisch in 1000 Exemplaren gedruckt<sup>2)</sup>. Schon früher hatte zu unserer größten Überraschung der Faisâmer Fund 30 arabische Tafeldrucke aus Ägypten geliefert, die dem 10. christlichen Jahrhundert angehören, und 2, welche vielleicht schon aus dem 9. stammen<sup>3)</sup>. In dem Führer durch die Ausstellung erklärt Karabacek S. 247, daß sie sich, „was den Formenschnitt und das Druckverfahren betrifft, ganz und gar mit dem chinesischen als identisch“ erweisen. Wenn er aber fortfährt: „Somit bewahrt unsere Sammlung die bisher ältesten Druckwerke der Welt“, so irrt er; waren doch, wie vorhin ausgeführt, damals bereits ältere japanische Drucke bekannt. Die gedruckten arabischen Urkunden in Wien zeigen teils schwarze Charaktere auf weißem, teils weiße auf schwarzem Grund, Nr. 929 Rotdruck. Neben dem arabischen kommt in einem Falle auch koptischer Buchstabenschnitt vor (Nr. 941). Inhaltlich gehören sie zu den wertlosesten. Ein Stück Dorândruck, das Karabacek im Führer S. 248 abbildet, bekundet die damalige Vorurteilslosigkeit der Muslime in dieser Hinsicht.

<sup>1)</sup> Aus den Abhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1910, Berlin 1911. Die 45 Blockdrucke aus Turkistan, welche Rudolf Hoernle (*A Collection of Antiquities from Central Asia: Journal of the Asiatic Society of Bengal Vol. 68, Calcutta 1899, S. 49 ff.*) beschrieb, sind von M. A. Stein (*Preliminary Rapport, London 1901, S. 66/7*) als Fälschungen eines gewissen *Islâm Âkhân* nachgewiesen.

<sup>2)</sup> Berthold Laufer, *Zur buddhistischen Literatur der Uiguren: T'oung-pao Série II Vol. VIII Nr. 3, Leiden 1907, S. 4 ff.*

<sup>3)</sup> Vgl. Österreichische Monatschrift für den Orient, 16. Jahrg., Wien 1890, S. 167.

Für den Druck läßt sich der Kontinuitätsbeweis nicht mit gleicher Sicherheit führen wie für das Papier. Daß aber die Kenntnis des Druckes auf Papier im Orient lebendig blieb, dafür lassen sich bis jetzt noch folgende Zeugen anführen: Nach Karabacef, der sich auf *Abû Schâma's Kitâb ar-raudatain*<sup>1)</sup> bezieht, wären die von Nureddin infolge der Drangsale des zweiten Kreuzzugs 1147 in Nordsyrien mit Zwangskurs ausgegebenen Papiergeldnoten zu je 1 Dinar mittelst Plattendrucks hergestellt<sup>1)</sup>, und in der 1293 D errichteten Papiergelddruckerei zu Tebriz wurde nach chinesischen Vorlagen gearbeitet<sup>2)</sup>. Sodann beschreibt der persische Historiker Raschideddin das chinesische Druckverfahren<sup>3)</sup>. Aus dieser Schilderung erfahren wir die interessante Tatsache, daß man damals in China keine Auflage von bestimmter Höhe druckte, sondern die Platten in den Bibliotheken unter Verschluss aufbewahrte. Jeder, der ein Buch kaufen wollte, begab sich dorthin und ließ sich gegen Entrichtung einer Summe einen Abzug machen. Der Papierabklatsch, wie wir ihn heute noch von Inschriften nehmen, scheint demnach ein Vorläufer der Auflage gewesen zu sein. Man wird den kulturellen Wert der Auflage nicht zu unterschätzen haben; die Bedeutung des Buchdruckes für die Reformation z. B. wäre durch das altchinesische Vervielfältigungsverfahren wesentlich beeinträchtigt worden.

Solange das Papier nach dem Abendlande importiert wurde, konnte es bei den Verkehrsverhältnissen des Mittelalters nicht

<sup>1)</sup> *qaratâs* scheint bei Abû Schâma tatsächlich bereits in vormongolischer Zeit Papiergeld zu bedeuten; die Stelle aber, welche Karabacef im Sinne hat, vermag ich in meiner Ausgabe nicht aufzufinden.

<sup>2)</sup> Karabacef, *Neue Entdeckungen zur Geschichte des Papiers und Druckes: Österreichische Monatschrift für den Orient*, 16. Jahrg., 1890, S. 169/170.

<sup>3)</sup> Klaproth, *Lettre à M. le baron A. de Humboldt sur l'invention de la boussole*, Paris 1834, S. 131/2.

wohlfeil sein. In Deutschland wurde der Gebrauch des Papiers erst vom 14. Jahrhundert an häufiger<sup>1)</sup>. Als sich seine Herstellung im Abendland eingebürgert hatte, sehen wir ihr auch hier wie bei Chinesen und Arabern den Druck, sozusagen, auf dem Fuße folgen<sup>2)</sup>.

Holzschnitte besitzen wir aus China bereits aus dem Jahre 1331; eine Wiedergabe findet man bei Oskar Münsterberg, Chinesische Kunstgeschichte 2. Band, S. 370; der älteste europäische Holzschnitt ist fast ein Jahrhundert jünger und stammt aus dem Jahr 1423; Kristellers Vermutung<sup>3)</sup>, daß ein Deutscher in Bologna 1395 der Holzschniderei kundig gewesen, bleibt noch zu erweisen.

Vom Tafeldruck zum Druck mit beweglichen Lettern vorzuschreiten, wäre, nachdem unsere Lautschrift mit ihren nur zwei Duzend Zeichen einmal gegeben war, noch weniger eine geniale Tat als die Erfindung des Druckverfahrens überhaupt gewesen; ob dieses allerdings der Weg der Entwicklung war, ist neuerdings bestritten worden. Man weiß nichts von Holztypen<sup>4)</sup>. Doch haben

<sup>1)</sup> Wattenbach, Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl., S. 149.

<sup>2)</sup> Vgl. F. D. Weigel und H. Zeffermann, Die Anfänge der Druckerkunst, 2 Bände, Leipzig 1866; Katalog frühesten Erzeugnisse der Druckerkunst der F. D. Weigelschen Sammlung, Leipzig 1872; H. Essenwein, Älteste Druckerzeugnisse im Germanischen Museum: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Nürnberg 1872, Sp. 241–8; W. L. Schreiber, Vorstufen der Typographie: Gutenberg-Festschrift, Leipzig 1900, S. 30 ff.

<sup>3)</sup> Paul Kristeller, Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten, Berlin 1911.

<sup>4)</sup> Vgl. W. L. Schreiber, Darf der Holzschnitt als Vorläufer der Buchdruckerkunst betrachtet werden? Zentralblatt für Bibliothekswesen, 12. Jahrgang, 5. u. 6. Heft, Mai-Juni 1895; Schreiber, Vorstufen der Typographie: Mainzer Gutenberg-Festschrift 1900, S. 25–8; Victor Gardthausen, Bewegliche Typen und Plattendruck, Zur Vorgeschichte der Buchdruckerkunst: Deutsches Jahrbuch für Stenographie, Schriftkunde und Anagrammatik, 1. Band, Leipzig 1911, S. 1–14.

die Schablonen zum Durchpinseln ausgeschnittener Wörter, welche das klassische Altertum für ABC-Schützen kannte, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ebensowenig zu schaffen wie all die andern Tatsachen, welche zugunsten der antiken Erfindung ausgespielt wurden<sup>1)</sup>. Dies negative Ergebnis löste leider in gewissen Kreisen eine Mißachtung der durch deutschen Fleiß gezeitigten großen Errungenschaft aus. „Den Fortschritt zur beweglichen Letter“, sagt Hermann Diels<sup>2)</sup>, „hätte jeder antike Bönhase bewerkstelligen können, wenn ein antikes Auge die stereotype Unschönheit des Letterndruckes ertragen hätte.“ So viel wir wissen, ist die Antike in der Buchkunst weit hinter den mittelalterlichen Leistungen des Abendlands und Morgenlands zurückgeblieben, die ihren hervorragenden Formensinn namentlich auch in einer nie wieder erreichten Veredelung des Schriftbildes bekundeten. Altgriechische Kalligraphie kann sich mit chinesischer oder arabischer nicht im entferntesten messen. Sodann wäre es leicht, was ich Druckereien aus ästhetischen Gründen stets empfohlen habe, von einem allgemeinen Typenvorbild handschriftliche Kopien mit kleinen individuellen Nuancen herstellen, das Typenmaterial nach verschiedenen dieser Kopien gießen zu lassen und zu mischen. Wenn die Griechen, wie Diels meint, die ganze Buchdruckerkunst aus ästhetischen Bedenken abgelehnt hätten, ohne auf diesen sehr einfachen Ausweg zu verfallen, so wäre es mit ihrem Ingenium nicht zu best bestellt gewesen und sie hätten eine Unterlassungssünde an der Kultur der Menschheit auf sich geladen. Daß man aber bei uns keinen Wert auf Vermeidung geistloser Korrektheit legt, ist wohl eine Nachwirkung

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. den Wegweiser durch das Germanische Museum, Nürnberg 1901, S. 147, dessen Andeutungen sich wohl auf Zeitschrift für Kulturgeschichte, 3. Band, Weimar 1896, S. 126, beziehen.

<sup>2)</sup> *Elementum*, Leipzig 1899, S. 2.

der Renaissance, die, Totes nachahmend, lebendiges Formgefühl ertötete und in „stereotypen“ Wiederholungen z. B. einer Säulenform in gleichen Abständen ihr Ideal sah. Vor allem aber sind die beiden Vorbedingungen des Typendrucks, die Erfindung des Lautalphabets und des Papiers, keine antiken Geistesgaben. Wer sich aber die Zeit nimmt, Gutenbergs in mühevолlem Ringen erwachsenen gewaltigen technischen und ästhetischen Leistungen zu würdigen, wird von der Gleichwertung dieses Mannes, der die größte Kulturtat der Menschheit an den deutschen Namen geknüpft hat, mit jedem beliebigen antiken „Bönhäsen“ peinlich berührt werden. Andererseits dienen wir dem Andenken der wirklich Großen schlecht, wenn wir ihnen zu den erworbenen fremde Lorbeeren zuschieben. Auch Gutenberg hat seine Vorläufer; seine Verdienste gipfeln im Schriftguß. Neuerdings ist die früher bestrittene Tatsache wieder wahrscheinlich geworden, daß der Holländer Coster vor Gutenberg mit beweglichen Typen druckte<sup>1)</sup>; doch bediente er sich der sogenannten Sandformen, die beim Guß nur einmaligen Gebrauch gestatteten. Auch Gutenberg arbeitete zunächst mit diesen, fand aber die Lösung der Vereinfachung der Typenherstellung, welche zum Erfolg führte.

Die abendländischen Blockbücher, welche man früher als Vorläufer des Drucks mit beweglichen Lettern ansah, treten nach Zedler erst in dessen Gefolge auf. Man stellte als Tafeldruck Spielkarten und Holzschnitte her, fügte aber die Unterschriften handschriftlich hinzu. Auch andere Wurzeln der beweglichen Type kommen somit in Betracht. Für Initialen scheinen Vordrucklettern schon frühzeitig im Gebrauch gewesen zu sein<sup>2)</sup>, und der

<sup>1)</sup> Gottfried Zedler, Von Coster zu Gutenberg, Leipzig 1921.

<sup>2)</sup> Schreiber, Gutenberg-Festschrift S. 67/8; Wattenbach, Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl., S. 269.

aus Ansbach gebürtige Dominikaner Conrad Forster zu Nürnberg verwendete bewegliche Typen bei Büchereinbänden zwischen 1437—57, von denen sich Exemplare zu Leipzig, Nürnberg und Würzburg erhalten haben<sup>1)</sup>. Chinesische Quellen nennen als Erfinder des Drucks mit beweglichen Typen aus Ton den Schmied Pi Schöng zwischen 1041 und 1049 D<sup>2)</sup>. Haben wir auch für eine etwaige Wanderung dieser Kunst nach dem Westen bisher keinen Anhalt, so sind doch neuerdings wieder in Ostasien mit beweglichen Typen gedruckte Bücher zum Vorschein gekommen, die lange vor Gutenberg hergestellt wurden. Der älteste von Satow persönlich untersuchte ostasiatische Typendruck stammt aus der Zeit zwischen 1317 und 1324; ob er koreanischen oder chinesischen Ursprungs ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden<sup>3)</sup>. Mit Metalltypen hergestellte koreanische Bücher, welche einen weiteren greifbaren Beweis für die Priorität des Typendrucks in Ostasien liefern, beschreibt Satow in einem Nachtrag zu der erwähnten Arbeit<sup>4)</sup>. Das eine derselben, 1409 hergestellt, liefert außerdem in einem Nachwort einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des Typendrucks, indem der daselbst redend eingeführte König von Korea erzählt, wie er, die Unzulänglichkeit des Holztafeldrucks erkennend, zur Erhaltung der Literatur nicht auf seiner

1) Franz Falk, *Der Stempeldruck vor Gutenberg und Stempeldrucke in Deutschland*: Gutenberg-Festschrift S. 73—79.

2) Stanislas Julien, *Documents sur l'art d'imprimer à l'aide de planches en bois, de planches en pierre et de types mobiles, inventé en Chine long-temps avant que l'Europe en fît usage; extraits des livres chinois: Journal Asiatique IV 9, Paris 1847, S. 511 ff = Comptes rendus des séances de l'Académie des Sciences, Tome 24, Paris 1847, S. 1005 ff* (die chinesischen Typen nur im JA).

3) *Transactions of the Asiatic Society of Japan X, Yokohama 1882, S. 63.*

4) *Further Notes on movable types in Korea and early Japanese printed books, ebenda S. 252—9.*



Untertanen, sondern auf seine und seines Hofes Kosten die Herstellung kupferner Typen angeordnet habe. Mit den besten Segenswünschen für die ferne Zukunftswirkung des Unternehmens schließt das denkwürdige zwischen dem 14. Dezember 1403 und dem 12. Januar 1404 datierte Nachwort.

Dennoch konnte auch diese wichtigste aller menschlichen Erfindungen in ihrer Heimat nicht reussieren, da die chinesische Wortschrift ein zu gewaltiges Typenmaterial erheischte, was die Vorzüge der Neuerung wieder kompensierte. Erst durch unser semitisches Lautalphabet vermochte die Idee zu dem Kulturfaktor zu reifen, welchen sie heute darstellt.

Aus der unendlichen Fülle des Materials habe ich bisher nur einige wenige, besonders wichtige Beispiele aus dem Gebiet der Erfindungen herausgegriffen, welche zeigen, wie sehr das Fach der Orientalistik überall ins Leben der Gegenwart eingreift, allerdings nur dann, wenn es nicht durch Einseitigkeit mumifiziert und etwa zu einer prähistorischen Grammatik verengt wird, welche nach logischen Gesetzen niemals konstruiert werden kann; die Erfindung eines Eiszeit-Hebräisch ist kein Ziel, das des Schweißes der Edlen wert wäre. Außer der Technik habe ich bisher nur das religiöse Gebiet kurz gestreift. Richten wir unsern Blick nunmehr auf Wirtschaft, Kunst und Literatur, so wird uns dasselbe Verhältnis entgegentreten, das auch hier unduldsame klassische Schulung stark verdunkelt hat.

Babylonische Vorstellungen haben einen gewaltigen Einfluß auf unser Wirtschaftsleben und somit auf die menschliche Kultur überhaupt dadurch ausgeübt, daß für das Wertverhältnis von Silber zu Gold die alte Norm von der Münzregulierung des Darajawusch her bis zum großen Silbersturz in Kraft blieb.

Hugo Winckler hat gezeigt<sup>1)</sup>, daß dieses Verhältnis das der Umlaufzeiten der den beiden Metallen entsprechenden Gestirne, Mond und Sonne, also 27 (nach seiner siderischen Umlaufzeit): 360 (= 1 : 13<sup>1/3</sup>) darstellt. Selbst kleine Abweichungen von dieser Norm haben im 19. Jahrhundert große Krisen zur Folge gehabt. Das wirkliche Verhältnis konnte sich gegenüber der Tradition erst sehr allmählich Geltung verschaffen. Das Papiergeld, das in den letzten Jahren unser Wirtschaftsleben in seinen Grundfesten erschütterte, ist bekanntlich eine chinesische Erfindung, deren Geschichte von dem Sinologen Klaproth<sup>2)</sup> genau verfolgt ist. Das Schriftbild für das chinesische Wort für Papiergeld *tschau*<sup>3)</sup> ist aus zwei Zeichen, die „Metall“ und „wenig“ bedeuten, zusammengesetzt, was zugleich die Entstehungsursache aufklärt. „Das Papiergeldverfahren“, so zitiert Bullers aus einem Originalwörterbuch<sup>4)</sup>, „ist ein Verfahren, bei dem man ein Papier mit dem Bildnis von Scherifen oder Abbasiden zuschneidet und den Segen darüber spricht, worauf es auf einmal zu gemünztem Gelde wird.“ Auch Münzen aus Metall sollen nach Max Weber zuerst in China, spätestens seit dem 9. Jahrhundert v. Chr., begegnen<sup>5)</sup>; ich gebe diese Notiz mit allem Vorbehalt, da Herr Ring, ein Kenner dieser Frage, der in Kiel mit einer Arbeit über chinesische Währung bei der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät promovierte, auf die große Menge der Münzfälschungen

<sup>1)</sup> Hugo Winckler, Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, Leipzig 1902, S. 49.

<sup>2)</sup> Klaproth, *Sur l'origine du papier-monnaie: Journal Asiatique*, Novembre 1822.

<sup>3)</sup> Quatremère: *Notices et extraits XIV*, S. 503; Vgl. Bullers, *Lexicon Persico-Latinum I*, S. 557/8, Art. *tschau*; mit der Sache war also das chinesische Wort nach Persien gewandert.

<sup>4)</sup> Ebenda II, S. 584 f. v. *amel*.

<sup>5)</sup> Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Tübingen 1920, S. 279.

hinweist; vielleicht wird der zweifelhafte Ruhm der Erfindung des Metallgeldes den Griechen verbleiben, denn die ältesten phönizischen Münzen stehen unverkennbar unter griechischem Einfluß. Das älteste Exemplar chinesischen Papiergelds, das 1889 bekannt war, soll Dr. Ehrenfeld aus Wien dem Stockholmer Orientalistenkongreß vorgelegt haben. Mit den Mongolen drang, wie bereits erwähnt, das Papiergeld nach Westen vor. Bei dieser Gelegenheit sei auf eine kleine Schrift von Graßhoff, Das Wechselrecht der Araber (Berlin 1899) hingewiesen; Graßhoff ist der Nachweis gelungen, daß der dem Altertum unbekanntes Wechsel zuerst bei den Arabern auftaucht, während die Namen weiter nach Persien zurückweisen. Die Entlehnung der Sache ging im 10. Jahrhundert gleichzeitig über Spanien und Italien vor sich und zeichnete ihren Weg zunächst noch durch Übersetzung und Herübernahme unverkennbar arabischer Termini; die älteste abendländische Bezeichnung *aval* ist arabisch *hawāla*. Auch das Wort *tšhek* ist orientalisches und zwar persisches Herkommens; es begegnet bereits bei Zirdösi.

Auch sonst hat der Orient wichtige Verkehrsmittel zuerst geschaffen; wir haben bereits der Magnetnadel, der Taubenpost, der ostasiatischen Sänfte, die, auf Räder gesetzt, den Typus des modernen Personenwagens wesentlich beeinflusste, gedacht; auch das slawische Wort Droschke (polnisch *drożka*, russisch *drożki*) weist nach Osten. Die Einführung des Kamels in Nordafrika durch die Araber war eine Tat, die sich mit der Verkehrserleichterung durch die Eisenbahnen vergleichen läßt; die Römer haben nie an die Verwendung dieses einzigartigen Tiers für die Erschließung und Verbindung ihrer mithin wichtigsten Besitzungen gedacht.

Als Ausgangspunkt jener Wissenschaft, welche heute unter dem Namen der Nationalökonomie eine immer wachsende Be-

deutung erlangt hat, sieht man bekanntlich die Theorien Quesnays an, welche man als Physiokratie bezeichnet. Man weiß, wie wichtig für die Aufklärer das chinesische Ideal ihrer Zeit wurde. „Wenn man sich“, sagt Voltaire, „als Philosoph von dem Geschehen auf diesem Erdball unterrichten will, so muß man zuerst den Blick nach dem Osten richten, der Wiege aller Künste, und dem der Westen alles zu verdanken hat.“ Neuerdings hat nun Reichwein in einem besonderen Kapitel seines wichtigen Buchs „China und Europa“ die Anregungen, welche Quesnay von China empfing, und die Verwandtschaft seiner Denkformen und Anschauungen mit chinesischen, die er selbst über die griechischen stellte, behandelt. Alle Elemente, die auf ihn einwirkten, schlossen sich „erst zu einem Bild, als ihm jenes Vorbild gegenübertrat, das, wie es schien, alle diese, und viele andere Elemente noch, vollkommen in sich verkörperte: China“<sup>1)</sup>. In der Grabrede auf Quesnay stellte sein Schüler, der ältere Mirabeau, ihn geradezu als einen Schüler des Confucius hin<sup>2)</sup>. So ist auch die modernste aller Wissenschaften in ihren Anfängen in China verankert.

Mithin am stärksten aber ist unser Kunstgewerbe von Osten beeinflusst. Schon das frühe Mittelalter bezog feinere Luxusstoffe stets aus dem Morgenland, und noch heute überragt der echte Perser-Teppich alle abendländischen Nachahmungen. Wie alte Sassanidenmuster selbst nach dem skandinavischen Norden wanderten, hat neuerdings Sofus Larsen in einer Abhandlung der Andreas-Festschrift nachgewiesen<sup>3)</sup>. Die Kunst des Emaillierens haben Griechen und Römer von den Ägyptern und das übrige

<sup>1)</sup> Adolf Reichwein, China und Europa, Berlin 1923, S. 111.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 113.

<sup>3)</sup> Sofus Larsen, Alte Sassanidenmuster in nordischer Nachbildung, SA. aus der Festschrift Friedrich Carl Andreas zur Vollendung des 70. Lebensjahres am 14. April 1916 dargebracht, Leipzig 1916.

<sup>4)</sup> Jacob, Der Einfluß des Morgenlands auf das Abendland.

Europa von den Arabern über Spanien gelernt<sup>1)</sup>. Auf dem Gebiete der Textilindustrie und der Keramik lieferte uns China zunächst das edelste Material, die Seide und das Porzellan. Der Islam verbot als Luxus die Seide für Männer und Tafelgeschirr aus Edelmetall. Dieses Verbot erzeugte die wichtige haltbare Halbseide (persisch *ebrischem*) und die herrlichen Lüsterfagencen (*reflet métallique*), welche einem fremden Stoffe Metallschimmer zu verleihen wissen. Diese Lüsterfagencentechnik, welche ja schon lange bei uns nachgeahmt wird, ohne jedoch annähernd jene Vollkommenheit erreicht zu haben wie im islamischen Mittelalter, besteht darin, daß einer metallhaltigen Glasur bei einem zweiten schwächeren Brand durch eine reduzierende Flamme Sauerstoff entzogen wird, so daß das Metall zu Tage tritt. Die arabische Bezeichnung für den *reflet métallique* ist *mudhahhab*. Die Lüsterfagencen der 'Oqba-Moschee zu Dairwan sollen auf Befehl des Ibrahim ibn al-Aglab 894 D. teils aus Bagdad importiert, teils durch einen Bagdader Töpfer in Dairwan hergestellt sein. Diese Technik stammt also wahrscheinlich aus Mesopotamien und verbreitete sich von dort über Dairwan nach Spanien. Prachtstücke wurden namentlich in Malaga erzeugt. Proben findet man in allen größeren Kunstgewerbemuseen, z. B. in Hamburg. Auch anderen Stoffen als dem spröden Glas und der Fagence, namentlich dem Holz und der Pappe verstand der Orient durch einen angepaßten Überzug Glanz zu verleihen und diesen zu künstlerischen Werten zu entwickeln. Unerreicht steht noch immer die Lackindustrie Ostasiens, namentlich Japans, das sie von China lernte und bereits im 7. Jahrhundert viel verwandte; es gibt wenig Europäer, die von der technischen und künstlerischen Voll-

<sup>1)</sup> Albert Neuburger, Die Technik des Altertums, Leipzig 1919, S. 142/3.

kommenheit derselben überhaupt eine Vorstellung besitzen. Natürlich darf man nicht an den für Europäer bestimmten Massenausport denken; bei guten Stücken werden oft sehr viele Lackschichten nach einander unter Beobachtung zahlreicher Vorschriften aufgetragen; vor dem Auftragen einer neuen Schicht muß die alte völlig getrocknet und abgeschliffen sein; damit kein Staub Unebenheiten erzeugt, arbeiten die Lackierer häufig auf dem Wasser. Eine Hauptfrage bildet natürlich auch die Auswahl des Holzes — meist von einer japanischen Cypressenart (*Retinospora pisifera*), die bei uns als Ziergehölz vorkommt — seine Herrichtung, sowie die Qualität des Lacks, dessen Rohmaterial einer Sumachart (*Rhus vernicifera*) abgezapft wird. Das ganze Verfahren setzt durch lange Erfahrung erworbene Kenntnisse voraus und verleiht der Ware einen wundervollen Glanz und eine erstaunliche Haltbarkeit. Die künstlerische Ausgestaltung erfolgt durch Verwendung farbiger Lacke, Bestreuen mit Gold- und Silberpulver usw.<sup>1)</sup> Auch in islamischen Ländern, besonders in Persien und Indien, gelangte die Lackmalerei zu hoher Vollendung; namentlich im 17. Jahrhundert zeitigte sie dort schon Bucheinbände, Spiegelfutterale in Buchform, auch feinausgeführte Spielkarten (*gendschife*); von ersteren gewähren die trefflichen Reproduktionen in Carre's Islamischen Bucheinbänden (Berlin 1923) einen Eindruck, der dem der Originale nahekommt. Bei der Chinabegeisterung, die im 17. und 18. Jahrhundert Frankreich ergriff, und sich von dort über Europa verbreitete, spielte neben Seide und Porzellan der Lack eine geradezu führende Rolle. Die Lackindustrie faßte gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich festen Fuß und nahm um die Mitte des 18. einen gewaltigen Aufschwung; man übertrug die chinesischen Muster auf allerlei

<sup>1)</sup> Vgl. Reins Japan, 2. Band, Leipzig 1886, S. 400 ff.

Gerät: Möbel, Sänften, Luxuswagen, Stöcke usw.; 1763 gründete Stobwasser in Braunschweig jene Lackfabrik, welche die berühmten Schnupftabakdosen erzeugte<sup>1)</sup>. Die japanischen Meisterwerke hat jedoch Europa auf dem Gebiete der Lackarbeit niemals erreicht. Das Wort Lack ist indischer Herkunft und über Persien<sup>2)</sup> durch das Arabische zu uns gelangt.

Mit dem Stoff sind natürlich auch bereits Bedingungen für die künstlerische Form gegeben; dem weichen Porzellan war der Kokosfahnenkel adäquat, wenn er vielleicht auch auf die Stilisierungen chinesischer Wolken zurückgeht. Keineswegs wird das Material allein entlehnt, sondern zunächst der ganze Gegenstand, soweit die Kräfte reichen, kopiert; erst allmählich setzt sich die Anpassung an die abendländische Kunstentwicklung durch. Doch werden vielfach Anregungen des fremden Kunstwerkes aufgenommen und mehr oder weniger verständnisvoll weiter verarbeitet. Es ist bekannt, daß die venezianischen Majoliken<sup>3)</sup>, die Delfter Fayenceindustrie, wie ihre Anfänge noch lange verraten, endlich der Naturalismus der Galle'schen Gläser auf ostasiatische Anregung zurückgehen. Japan hat dem europäischen Kunstgewerbe vielfach erst die liebevolle Versenkung in die Flora und Fauna der Heimat gelehrt, wie sie im Kopenhagener Porzellan ihren Ausdruck fand. Graul faßt (Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa S. 575) den Einfluß der japanischen Kunst auf uns folgendermaßen zusammen: „Alle Kräfte, die in unserer modernen Kunst auf die Wiedereroberung der Natur hindrängten, blickten auf Japan als auf einen Helfer. In den dekorativen Künsten

<sup>1)</sup> Vgl. Reichwein, a. a. D., S. 39–43.

<sup>2)</sup> Die Lackindustrie in Ispahan schildert Hevenot, *Suite du voyage III* Amsterdam 1727, S. 300.

<sup>3)</sup> Vgl. Reichwein, a. a. D., S. 33.

wenigstens hat diese Bundesgenossenschaft, haben die neuen Prinzipien künstlerischer Veredlung eine Umkehr zum Besseren herbeigeführt“ und ebendasselbst S. 71/2 sagt er von den dänischen und schwedischen Porzellanmanufakturen, daß sie bereits 1898 aufgefassen wären „durch eine Anlehnung an neuere japanische Porzellane (*Miyagawa Kozan*, genannt *Makudzu*), überhaupt an japanische Kunst, für deren vorbildlichen Wert Männer wie Pietro Krohn und Arnold Krog energisch eintraten... Kurz, ohne das sorgfältigste Studium der japanischen Kunst hätte die dänische und schwedische Porzellanindustrie nicht die Kraft gefunden, die ihr schließlich zur Selbständigkeit und Überwindung des fremden Einflusses verholfen hat.“ Nicht immer wurde mit gleichem Verständnis gearbeitet. Das Meißener Zwiebelmuster z. B. ist ein mißverständener chinesischer Granatapfel<sup>1)</sup>. Auch die japanische Töpferware und ihre Glasuren regten namentlich in Frankreich zur Nachahmung und Schaffung neuer Werte an<sup>2)</sup>.

Unser Ledereinband hat die besten Leistungen des Islam auf diesem Gebiete, wie sie namentlich von Herat ausgehen, noch lange nicht erreicht. Der abendländische Renaissanceinband weist deutlich auf orientalische Vorbilder, die wieder auf persische Teppichmuster zurückgehen. Venedig und Ofen haben hier eine Vermittlerrolle gespielt. Aus der Südsee stammt bekanntlich die in unserm Kunstgewerbe bereits eine große Rolle spielende Batiktechnik.

Was wir als griechisch dem Orient entgegenstellen, ist doch häufig wenigstens orientalischen Ursprungs. Die Anfänge der griechischen Kunst weisen auf ägyptische und vorderasiatische Vorbilder, und im Hellenismus überwuchert der Orient das Nationale.

<sup>1)</sup> Ebendasselbst.

<sup>2)</sup> Vgl. Graul, *Ostasiatische Kunst*, S. 66 ff.

Duchstein hat bekanntlich in seiner Schrift „Die ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft“ (Leipzig 1907)<sup>1)</sup> für eins der wichtigsten Elemente hellenischer Architektur den Beweis der Abhängigkeit von Ägypten durch vorderasiatische Mittelglieder geführt. Die Kanellierungen dürften in einem Mißverständnis der auf ägyptischen Säulen angedeuteten Bündel von Lotus- und Papyrusstengeln<sup>2)</sup> ihre Erklärung finden. Es handelt sich um eine Nachahmung des Laubenbaus, und wenn es Duchstein (S. 24) „ungeheuerlich“ nennt, daß das Gebälk auf solchen schwachen Stengeln ruht, so muß ich betonen, daß mir die Verwendung von Mädchenfiguren als Karyatiden zur Tragung schwerer Steinmassen weit ungeheuerlicher, ja geradezu geschmacklos erscheint, und die Voluten der ionischen Säulen, aus orientalischen Knospengewinden entstanden, die als Kränzung angebracht waren, in der griechischen Kunst verfeinert, aber im Widerspruch zur Natur des Steins wie Butter unter der Last hervorquellend, unangenehme Druckempfindungen auslösen. Wie die Blütenfriese griechischer Vasen mit morgenländischen Motiven arbeiten, zeigen die Abbildungen auf S. 18 von Duchsteins Schrift. Lehmann-Haupt<sup>3)</sup> hat die auch bei uns mehrfach nachgebildeten römischen Kandelaber des 1. Jahrhunderts, wie sie z. B. aus Pompeji bekannt wurden, auch in wunderlichen Einzelheiten als Nachahmungen einer assyrischen Kandelaberform erkannt. „Die Glyptik“, sagt Furtwängler in seinem großen Werke über Antike Gemmen (3. Band 1900, S. 1), „ist keine der spontan, überall wo Menschen einen gewissen Kulturgrad erreichen, aufblühenden

<sup>1)</sup> Vgl. Lehmann-Haupt, Zur Herkunft der ionischen Säule: *Alto*, 13. Band, Leipzig 1913, S. 468 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. die Abb. 26, 28 bei Duchstein.

<sup>3)</sup> Vgl. Ludwig Curtius, Assyrischer Dreifuß in Erlangen, *GA.* aus dem Münchner Jahrbuch der Bildenden Künste 1913.

Künste. Sie scheint, genauer besehen, überhaupt nur eine einzige ursprüngliche Heimat zu haben, auf welche sich alle anderen Fälle ihres Auftretens mehr oder weniger direkt zurückführen lassen, das ist — Babylonien.“

Nach Duchstein (a. a. O., S. 19) wurde die Säule, welche er als ornamentale Umbildung der konstruktiven Stütze definiert, zuerst von den Ägyptern in die Architektur eingeführt, gelangte kaum vor dem 2. Jahrtausend v. Chr. nach Syrien und Vorderasien und erst im 7. Jahrhundert nach Griechenland. — Bezüglich der Kuppeln stoße ich vielfach auf einseitige Darstellungen. Der Kuppelbau größeren Stils war in der Geschichte der Baukunst eine große Tat. Er allein harmonisiert mit der natürlich gegebenen Himmelskuppel, während der antike Architrav einen gewaltsamen Abschluß, einen Strich durch die Natur darstellt. Kuppelbauten erscheinen auf assyrischen Reliefs<sup>1)</sup> und dürften von Persien aus ihren Siegeszug durch die Welt angetreten haben<sup>1)</sup>. Die Kirchen des Templerordens pflegten die Omar-Moschee zu Jerusalem, die man ja im Mittelalter für den salomonischen Tempel hielt<sup>2)</sup>, nachzuahmen und verpflanzten somit arabische Kunst nach dem Abendland. Allerdings haben die Osmanen die Flachkuppel von Byzanz entlehnt, aber durch ein System von Halb- und Viertelkuppeln ihren gasanstaltartigen Eindruck, den auch die Ala Sofja ohne die Minarete machen würde, zu verwischen verstanden. In einem scharfen Gegensatz zu den byzantinisch-türkischen Flachkuppeln stehen jedoch die hohen persischen Kuppeln, jene an Charakter übertreffend, indem sie noch einen Fayenceschmuck zur Wirkung zu bringen vermögen; sie leiten außerdem schließlich zur Form der Zwiebelkuppel

<sup>1)</sup> A. Goffet, *Les coupoles d'orient et d'occident*, Paris 1890, S. 3.

<sup>2)</sup> Sie erscheint auch im Hintergrunde von Raphaels Vermählung Marias (Mailand).

hinüber, die, im slawischen Osten besonders beliebt, spät ihren Weg auch nach Deutschland fand. Die Geschichte der Wanderung der einzelnen Kuppelformen näher zu verfolgen, muß ich andern überlassen.

Ich vermag keineswegs dem Wiener Kunsthistoriker Strzygowski, der dem Orient eine sehr viel größere Rolle, namentlich auf dem Gebiete der Architektur, zuschreibt, als man bisher annahm, auf allen seinen Bahnen zu folgen, aber das scheint mir sein „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte“ erwiesen zu haben, daß die wichtigsten Elemente des romanischen Stils im Morgenland um Jahrhunderte früher als im Abendland vorhanden waren. Dagegen dürfte für die Gotik, wenn sie auch der Kunst des Ostens wesensverwandt ist, die östliche Ableitung sich trotz mannigfacher weiter gehender<sup>1)</sup> Behauptungen auf den flachen Spitzbogen beschränken, der allerdings eine Reihe wichtiger Entwicklungsmöglichkeiten in sich schloß, und den die Araber nach der allgemein geltenden Ansicht 3 Jahrhunderte früher als das Abendland ausgiebig verwendet haben, wovon noch als letzte Reste die 'Qaba-Moschee in Dairwan, die Tulunidenbauten in Kairo<sup>2)</sup> und die Qasä in Jerusalem Zeugnis ablegen. Allerdings hat Hasak den scharfsinnigen Versuch gemacht, die Teile der arabischen Bauten des 9. Jahrhunderts, welche den Spitzbogen zeigen, als spätere unter abendländischem Einfluß entstandene Zutaten zu erweisen<sup>3)</sup>. Selbst das deutsche Bollwerk des Ostens,

<sup>1)</sup> So sagt Diez (Studien zur Kunst des Ostens, Wien 1923, S. 168): „Es mag nationalchauvinistischen Lokalforschern überlassen bleiben, den Ursprung der Gotik in der *Isle de France* oder anderswo zu suchen — der Anstoß dazu kam jedenfalls von außen her und zwar vom Osten.“

<sup>2)</sup> Der Spitzbogen des Miqjäs (Mikmesser) auf der Insel Rôda ist wahrscheinlich noch etwas älter als die zwischen 876 und 878 erbaute Ibn-Tulun-Moschee.

<sup>3)</sup> Hasak, Die Entstehung der islamischen Baukunst: Zeitschrift für Bauwesen, 70. Jahrgang, Berlin 1920, S. 218 ff.

die Marienburg, trägt Spuren islamischer Kunst<sup>1)</sup>. Bei den deutschen Ordensburgen des 13. Jahrhunderts führt man ferner das bunte Ziegelwerk an Fenstern und Portalen und die Inschriftenfriese auf glasierten Ziegeln auf orientalische Herkunft zurück<sup>2)</sup>. Stark tritt dann der Einfluß Ostasiens auf das Rokoko und die unmittelbar vorangehende Zeit in die Erscheinung, den man bei Laske<sup>3)</sup> und in dem bereits mehrfach genannten Buch von Reichwein dargestellt findet. Porzellansammlungen, Pagoden und Fasanerien entstehen, als äußere Kennzeichen der Chinaschwärmerei, in den Residenzen europäischer Fürsten. Die vorspringenden konkaven Dächer kommen auf. Die ovale Abrundung der Zimmerecken geht gleichfalls auf östliche Vorbilder zurück. Die spanische Wand, welche im Hausrat eine große Rolle zu spielen beginnt, wird aus Japan entlehnt; ihr spanisch-portugiesischer Name *biombo* geht auf ihre japanische Benennung *byobu* zurück. Aus China stammen, wie bereits erwähnt, auch unsere Papiertapeten, die allmählich die Ledertapete des Barock<sup>4)</sup> und die Seidentapete des Rokoko verdrängten; jene kamen in China im 4. Jahrhundert auf, nach Europa wurden sie zunächst im 16. Jahrhundert von den Holländern, im 17. von den Engländern eingeführt. Selbst der steife klassizistische Empirestil kann altägyptischer Anregungen nicht entraten, und sogar unser Hausrat zeigt Anleihen aus dem alten

<sup>1)</sup> Steinbrecht, Schloß Marienburg, 16. Aufl. 1922, S. 12.

<sup>2)</sup> Ziesemer: Braunes Beiträge, 47. Band 1923, S. 335; Steinbrecht, Thorn im Mittelalter (Baukunst des Deutschen Ritterordens I, Berlin 1883), S. 22, 30.

<sup>3)</sup> F. Laske, Der ostasiatische Einfluß auf die Baukunst des Abendlandes, vornehmlich Deutschlands im 18. Jahrhundert, Berlin 1909.

<sup>4)</sup> Auch diese zeigen bereits um 1700 ostasiatische Einflüsse, s. Bernhard Schmid, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg, Danzig 1919, Beilage 23.

und neuen Orient, was wohl jeder, der für solche Dinge überhaupt ein Auge besitzt, beobachtet hat; in Einzelheiten weist es Heinrich Pudor nach in seiner Schrift: Babel-Bibel in der modernen Kunst, Berlin 1905; „das bedeutendste Talent des modernen kunstgewerblichen Schaffens“, heißt es daselbst S. 15, „sowohl was Ernst, Tiefe als Vielseitigkeit betrifft, ist unstreitig Peter Behrens; gerade bei ihm aber finden wir nicht nur ägyptische, sondern auch assyrisch-babylonische Elemente: ja, sein ganzes Kunstschaffen schmeckt im besten Sinne des Wortes nach Bibel-Babel.“

Während das Morgenland einen Reichtum mannigfaltiger Formen schuf, erscheint die starre römische Einseitigkeit dem, der unbefangen mit offenen Augen Umschau hält, meist als das zerstörende Prinzip. Mit demselben Vandalismus, mit dem die Renaissance die Gotik vergewaltigte, wütete die Klassik gegen das Rokoko und wüteten die christlichen Barbaren des Ostens und Westens gegen die überlegene osmanische und maurische Kunst. Wie die große Moschee zu Cordoba und die Alhambra bald nach ihrer Eroberung durch unwürdige Einbauten verschandelt wurden, die Karl V. im ersten Fall zwar bedauerte, im zweiten selbst verschuldete, so zerstörten die verselbständigten Balkanvölker geflissentlich die ihren Städten Reiz und Charakter verleihenden Werke osmanischer Kultur, sie durch Geschmacklosigkeiten ersetzend; auch Polens schönste Bauten, die russischen Kirchen, beginnen bereits römischem Fanatismus zum Opfer zu fallen, während englischer Utilitarismus, der den herrlichen Tempel von Philä dem Untergang geweiht hat, geschäftig ist, in geradezu empörender Weise den märchenhaften Zauber Kairo zu zerstören. Zwei Wunderwerke gotischer Kunst, das Moskauer Rathaus und die Nürnberger Schau wurden durch fade, einen Miston ins

Stadtbild tragende Minderwertigkeiten verdrängt; den altehrwürdigen Kaiserdom zu Goslar ließ undeutsche klassizistische Blasiertheit abtragen. Friedrich der Große hatte kaum die Augen geschlossen, als viele von einem selten feinen Farben- und Formensinn zeugenden Schöpfungen von farbenfeindlicher mit dem öden Lineal und statt mit dem Gemüt mit der Formel arbeitender Pedanterie verkitscht wurden. Die schlimmsten Zerstörer und Verhinderer — darüber sollte man sich endlich klar werden — saßen von jeher in den Reihen der Klassizisten und Humanisten. „Wo der Türke als Eroberer auftrat“, schreibt Dr. Th. Menzel in einer Kritik über Raymond's alttürkische Keramik im Islam, „sind, von Kriegs- und Zufallsschäden abgesehen, alle wertvollen Bauten bestehen und bis auf unsere Zeit erhalten geblieben. Konstantinopel haben die Osmanen im tiefsten Verfall übernommen, die wundervolle Silhouette der Stadt (die z. B. dem vielgepriesenen Venedig gänzlich mangelt) ist ausschließlich ihr Werk. Exemplifiziert man aber auf die einst von der Türkei abhängigen Staaten und Gebiete, z. B. auf Ungarn, dem die lange Türkenherrschaft keines seiner wichtigen Bauwerke und Kirchen gekostet hat, so sieht man das strikte Gegenteil: von den vielen auch künstlerisch wertvollen türkischen Bauten und Moscheen ist heute auch nicht ein Exemplar mehr erhalten . . . Noch schlimmer ist es in Griechenland bestellt, das von all den Bauten und Bibliotheken, die das Türkentum geschaffen hat, absolut nichts mehr besitzt . . . Ich selbst sah 1910 auf Mytilene auf dem Kastell ein solches Bild der absoluten Zerstörung einer Moscheenbibliothek, wo nur noch Felsen auf dem Boden herumlagen . . .“

Auf die technischen Bauten, von denen hauptsächlich die Befestigungen zu erwähnen wären, will ich nicht eingehen. Otto

Diper vermutete, daß die Schalen oder Halbtürme<sup>1)</sup> aus dem Morgenland stammen<sup>2)</sup>). Die Maschikulis, vorgefragte Laufgänge mit Wurföffnungen scheinen einen orientalischen Namen zu tragen. Sicher waren die Windmühlen in Persien um Jahrhunderte früher als im Abendland bekannt. Der älteste Beleg findet sich bei den arabischen Historikern, welche die Ermordung 'Omar I. erzählen. Ein Perser Abū Lulua beklagte sich beim Gebieter der Gläubigen wegen zu hoher Besteuerung. Auf 'Omar's Frage, was sein Beruf wäre, antwortete er: Zimmermann, Maler und Schmied. Bei dieser Vielseitigkeit fand 'Omar die Besteuerung nicht zu hoch; „auch habe ich erfahren“, fügte er hinzu, „du hättest gesagt, wenn ich eine Mühle machen wollte, die mit Wind mahlt, würde ich es zu Stande bringen“. Abū Lulua stieß darauf die Drohung aus, er wolle ihm eine Mühle machen, von der Morgen- und Abendland reden sollten; bald darauf verübte er das Attentat, dem 'Omar zum Opfer fiel. Dazwini erwähnt (ed. Wüstenfeld II, S. 322 vorletzte und letzte Zeile) als Sehenswürdigkeit von Herat die Mühlen, welche der Wind von selbst dreht wie sonst das Wasser. Windmühlen sind im Abendland erst im 12. Jahrhundert bezeugt<sup>3)</sup>).

Der Islam ist als bilderfeindlich verschrien. Allerdings beraubt er nicht die öffentlichen Plätze der Großstädte des erquickenden Baumschattens und Blumenschmucks, um durch aufdringliche Plastiken von oft sehr zweifelhaftem Schönheitswert

<sup>1)</sup> Ich habe solche z. B. in Freiburg in der Schweiz gesehen.

<sup>2)</sup> „Anscheinend hat man im Gelobten Lande auch die seitdem beliebt gewordenen halbrunden und rechteckigen Türme kennen gelernt, welche nach innen offen waren und außer der Ersparung an Arbeit und Material den Vorteil boten, daß die Belagerer sich nicht wohl in ihnen festsetzen konnten.“

<sup>3)</sup> Siehe Carl Roehne, Das Recht der Mühlen bis zum Ende der Karolingerzeit (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, 71. Heft), Breslau 1904, S. 17.

Verkehrshindernisse zu schaffen, die, den größten Teil des Jahres mit Brettern vernagelt, oder, endlich enthüllt, bisweilen durch postierte Schutzleute vor dem Mutwillen oder Unwillen der Passanten behütet werden müssen. Man wird jedoch kaum glauben, daß er auch auf die abendländische Malerei Einfluß ausgeübt hat, wenn auch eine enge Wesensverwandtschaft der mittelalterlichen Miniaturen in Ost und West nicht geleugnet werden kann. Diese erklärt sich nicht etwa aus einer gemeinsamen antiken Wurzel, denn die islamische Miniatur zeigt schon in der Stilisierung von Wasser, Wolken und Feuer und vielem anderen ihre östliche Herkunft, über die jetzt die Turfanfunde neues Licht verbreiten. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß die venezianische Malerschule zu einer Zeit, in der Venedig das Eingangstor für Bergama-Teppiche und andere morgenländische Erzeugnisse von hoher Farbenkultur bildete, alle andern Renaissanceschulen an koloristischem Verständnis und Feingefühl weit überragte. Garre hat ferner den Nachweis geführt, daß Rembrandt von indisch-islamischen Miniaturen, die er nachzeichnete, lernte<sup>1)</sup>; allerlei orientalisches Gerät, das er sammelte, verwendete er, den Trachten und dem Milieu seiner Bilder charakteristischen Reiz zu verleihen, wie denn die Holländer der Folgezeit die Erzeugnisse des Orients und namentlich seine farbenfrohe Tier- und Pflanzenwelt mit besonderer Vorliebe darstellen. Den tiefgreifenden Anregungen, welche japanische Farbendrucke in neuerer Zeit zunächst auf die Malerei Frankreichs und Englands ausübten, ist Deutschland leider spät gefolgt; man könnte eine

<sup>1)</sup> EA. aus dem Jahrbuch der Kgl. Preussischen Kunstsammlungen 1904, Heft 3, vgl. Fr. Garre, Ein neues Blatt von Rembrandt's indischen Zeichnungen: Jahrbuch der Kgl. Preussischen Kunstsammlungen, 30. Band, 4. Heft 1909, S. 283—290.

große Zahl berühmter moderner Maler aufzählen, die von Japan nachhaltig beeinflusst wurden<sup>1)</sup>, namentlich Impressionisten; wesentliche Einflüsse lassen sich auch in der Plakatkunst nachweisen. Sodann aber wirkte der Orient auch direkt, abgesehen von dem Medium der Kunst, indem schon das Milieu als künstlerischer Vorwurf reizte. Stellen doch die Orientmaler eine bedeutsame Gruppe in der modernen Kunst überhaupt dar. Sie haben ihren Pinsel nach dem Bilde eines arabischen Dichters gleichsam in die Sonne des Morgenlands getaucht und dem kalten Norden eine ungeahnte Farbenpracht und eine Fülle neuer reizvoller Formen erschlossen: An der Mannigfaltigkeit ihrer Auffassung wird man dereinst die Einwirkung des Morgenlands auf das Abendland am besten studieren können. Nur wenige große Namen seien genannt<sup>2)</sup>: der Tropenmaler Hildebrandt (1818 — 1868), der auf seiner Weltreise im Aquarell Stimmungen festhielt, die koloristisch neue Wege wiesen, Wilhelm Genz (1822 — 1890, Berliner Nationalgalerie). Ferner Ferencz Eisenhut († 1903), dessen Hauptwerk „Sül Baba's Tod zu Dfen“ die Budapester Gemälde-Sammlung ziert und Wasiß Wereschtschagin (gestorben 1904), der den Zauber der Großmogul-Architektur Indiens und den Realismus der Orientkriege aus eigener Anschauung mit starker Wirkung zur Darstellung zu bringen wußte<sup>3)</sup>. Von Franzosen wären Delacroix<sup>4)</sup>, Decamps, Marilhat, Fromentin, Guillaumet zu nennen, deren verschiedene Eigenart

<sup>1)</sup> Näheres bei Richard Graul, *Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa*, S. 40 ff.

<sup>2)</sup> Eine erste Zusammenstellung „Unsere Orientmaler“ bringt der 5. Jahrgang des von Konsul Heinz Bothmer herausgegebenen Jahrbuchs des Deutsch-österreichischen Orientklubs „Der Orient“, Berlin 1903, S. 76 — 88.

<sup>3)</sup> W. Pietsch, *Die Maler des Orients*, 2. Auflage, Berlin 1895, Zabel, Wereschtschagin, Bielefeld 1900.

<sup>4)</sup> Lothar Mohrenwiz, *Delacroix und die Romantik in Frankreich*, Würzburger Diss. 1913.

am besten Muther geschildert hat<sup>1)</sup>. Nicht Napoleons ägyptischer Feldzug, erst die Romantik erschloß das Verständnis für die malerischen Schönheiten des Orients, für seine bunte Märchenwelt voll der wundervollsten Kontraste.

Wohl wäre es eine Tat, des Schweißes der Edlen wert, eine Geschichte der Erzählerkunst zu schreiben. Das Alte Testament, z. B. der nordisraelitische Erzähler, würde in ihr eine wichtige Rolle spielen. Nachdem die dogmatische Befangenheit, es handele sich hier um chronikartige Buchung von Begebenheiten, die zu den geschmacklofesten Auslegungen führte, endlich überwunden ist, ist vor allem Gunkel in seinem Genesis-Kommentar mit feinem Gefühl den Kunstmitteln der Darstellung nachgegangen. Die literarische Form des Evangeliums hat man bisher aus dem klassischen Altertum nicht zu erklären vermocht. Daß das Ur-evangelium in aramäischer Sprache abgefaßt war, unterliegt keinem Zweifel. Noch immer atmen Erzählungen wie die Verleugnung Petri selbst in einer aramäischen Übersetzung den Hauch der Ursprünglichkeit und lösen eine viel gewaltigere Wirkung aus als in dem heterogenen griechischen Gewand. Büchlein, welche in schlichter Form die Befeuerung und die denkwürdigen Begebenheiten aus dem Leben eines Heiligen berichten, besonders auch die von ihm verrichteten Wunder und den nicht selten von ihm vorausgesagten Tod, dabei auf seine Aussprüche ganz besondern Wert legend, gehen durch den ganzen Orient. In islamischen Landen sind sie als Menäqib-Literatur bekannt. Die Geschichte dieser literarischen Form ist leider auch noch ungeschrieben und ihr Alter nicht untersucht. Am Eingang der altdeutschen Literatur stehen Heliand und Otfried, eine lange Reihe orientalischer Stoffe

<sup>1)</sup> Richard Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert, 2. Band, München 1893, S. 130 ff.

inaugurierend, an der Schwelle der neueren deutschen Literatur Klopstocks durch sein antikes Gewand leider ungenießbar gewordener Messias. Das Buch Daniel wurde das Vorbild der ganzen Apokalypsen-Literatur bis auf die Lehninschen Weisagungen, die noch an vielen Stellen deutlich an ihre Quelle anklingen. Goethe lebte als Knabe so intensiv im Alten Testament, daß er in Leipzig durch seine alttestamentliche Redeweise auffiel, und Konrad Burdach hat in einer Berliner Akademie-Abhandlung „Faust und Moses“ (1912) den Nachweis geführt, daß die Beschäftigung mit der Moseslegende, namentlich auch der koranischen, auf die Gestaltung von Goethe's Faust tiefgehenden Einfluß geübt hat; so geht die Szene mit dem Erdgeist auf die Gotteserscheinung im feurigen Busch, die Todesszene des 2. Teils auf eine spät-jüdische Erzählung vom Tode des Moses zurück. Das Vorspiel zum Faust hat Goethe bekanntlich dem indischen Theater und dem Buch Hiob entlehnt. Wie weit Dante auf arabischen Quellen fußt, ist in jüngster Zeit nach dem Vorgang von Palacios vielfach erörtert worden.

Bekanntlich ist für eine Menge von Märchen, Legenden und Schwänken Indien das Heimatland, in Barlaam und Josaphat wurde sogar die Buddhalegende zum Erbauungsbuch für die 3 monotheistischen Bekenntnisse. Namentlich entstammen Erzählungen mit tierfreundlicher Tendenz dem Heimatlande der Seelenwanderung. Wie für die Hubertuslegende so konnte ich ein arabisches Zwischenglied gleichfalls bei Nazwini für die Erzählung von dem mißhandelten Tier nachweisen, das, eine Glocke in Bewegung setzend, beim Herrscher dadurch Klage führt; mein Kollege Schomerus verfolgt zur Zeit diese gemütvolle Wandererzählung durch die Weltliteratur von Indien bis Deutschland. Aus der Fülle des Bekannten kann ich hier nur Weniges hervorheben, einen

kurzen Blick auf die deutsche Epik, Lyrik und Dramatik werfend. Einer der schönsten Funde gelang 1918 Singer in Bern, der im arabischen *Kitâb al-agânî* (10. Jahrhundert) die Urform der Geschichte von Ifolde Weißhand entdeckte<sup>1)</sup>. In meinem Buch „Märchen und Traum“ (S. 91) sprach ich 1923 die Hoffnung aus, daß für ein Massaimärchen, welches sich, wie Hans Naumann<sup>2)</sup> ausführt, Zug um Zug mit der Jugendgeschichte Parzifals deckt, das arabische Zwischenglied gefunden werden möge. Es war mir damals nicht in der Erinnerung, daß bereits Singer in der soeben genannten Akademie-Abhandlung S. 7. eine arabische Parallele zur Jugendgeschichte Parzifals mitteilt, die allerdings noch nicht als das gesuchte Zwischenglied bezeichnet werden kann, aber einen Baustein für die Ermittlung dieser Zusammenhänge bildet. Wenn wir bedenken, wie viel persische Epen von Riesenumfang, wie viel arabische Ritterromane noch kaum von einem in der abendländischen Literatur gut bewanderten Orientalisten gelesen sind, können wir nach den erwähnten Funden wohl noch reiche Aufschlüsse über die Herkunft der Stoffe der höfischen Poesie des mittelalterlichen Abendlands erwarten<sup>3)</sup>. — Die Gellert'sche Fabel „Das Schicksal“ stammt aus Dschâmi's *Subhatu' l-abrar*<sup>4)</sup>. Der Vorwurf, den Schiller im „Gang nach dem Eisenhammer“

1) Singer, Arabische und europäische Poesie im Mittelalter, aus den Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1918, Phil.-hist. Klasse Nr. 13, Berlin 1918.

2) Hans Naumann, Primitiv-Gemeinschaftskultur, Jena 1921, S. 66 ff.

3) Das Verhältnis des persischen Epos „Wis und Râmân“ (1. Hälfte des 11. Jahrhunderts) zu Tristan und Ifolde, auf das Ethé (Essays und Studien, Berlin 1872, S. 295 ff.) hinwies, wäre neu zu untersuchen; bei meiner weit zurückliegenden Lektüre desselben erschien mir die Berührung zufällig.

4) Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 14. Band 1860, S. 206 ff.

5 Jacob, Der Einfluß des Morgenlands auf das Abendland.

behandelt, geht auf eine indische Quelle zurück, die andererseits wieder nach China und weiter gewandert ist<sup>1)</sup>.

Eine viel stärkere Wirkung als unsere Empire-Klassik hat die deutsche Romantik auf das Ausland ausgeübt. Diese sah statt im Altertum ihr Ideal im Mittelalter und richtete mit Vorliebe ihre Blicke nach Aufgang. Friedrich von Schlegel erschloß uns in seiner bahnbrechenden Schrift über Sprache und Weisheit der Indier (1808) die Pforten einer neuen Welt bisher ungekannter Schönheiten. Rückert spendete uns die Weisheit des Brahmanen, die auf Bhartrihari zurückgeht, bearbeitete eine Fülle orientalischer Parabeln, Sagen und Dichtungen, von denen einige, wie der Mann im Syrerland, eine gewisse Popularität auch bei uns erlangt haben und schuf vor allem in seiner Nachbildung der Mahabharata-Episode Savitri dem herrlichsten Ideal edelster Weiblichkeit ein formvollendetes Sprachgewand. Die Grundidee von Ahlands „Stück von Edenhall“, die das Wohlergehen an die Unversehrtheit eines Bechers knüpft, begegnet bereits in einem buddhistischen Jataka<sup>2)</sup>. Den „Schwabenstreich“ erzählen die noch nicht edierten arabischen Achbar ed-aula es-Seldschüqija auf den ersten Seiten des Manuskripts von Sultan Mes'üd, dem Sohn des berühmten Mahmüd b. Sebuktegin, der auf der Flucht vor den Seldschuken einen ihn verfolgenden Reiter in zwei Hälften gespalten haben soll, worauf die Verfolger von ihm abließen; „*nassafahu*“ (er halbierte ihn), sagt der Text<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Michael Haberlandt, *Der altindische Geist*, Leipzig 1887, S. 65 ff.: *Der indische Fridolin*; Emmanuel Cosquin, *La légende du page de Sainte Elisabeth: Extrait de la Revue des questions historiques*, Octobre 1912.

<sup>2)</sup> Siehe Alfred Forke, *Die indischen Märchen und ihre Bedeutung für die vergleichende Märchenforschung*, Berlin 1911, S. 8/9.

<sup>3)</sup> Den Schwabenstreich soll auch Konrad III. bei Damaskus geführt haben, s. Kugler, *Geschichte der Kreuzzüge*, S. 149: „Konrad insbesondere spaltete durch einen furchtbaren Hieb einen gepanzerten Gegner mitten auseinander.“

Bereits vor 100 Jahren versuchte man die Einwirkung der 1001 Nacht auf abendländische Schriftsteller bibliographisch festzulegen; eine Neubearbeitung dieses Themas, die nicht nur das Stoffliche, sondern auch die Kunstmittel zu berücksichtigen hätte, würde heute ins Uferlose führen.

Eine literarische Kunstform, die heute wieder Modesache geworden ist, die das Tierleben ausmalende Tiergeschichte, wurde bereits in der vorislamischen Poesie der Araber eifrig gepflegt; man vergleiche die wundervolle Schilderung des Schakalkonzerts und des Flugs der Flughühner zur Morgenbränke bei Schanfara<sup>1)</sup>, die einen erstaunlichen Wirklichkeitsinn verratenden Wildesellieder des Schammach und zahlreiche Kamelbeschreibungen und Jagdszenen. Dem klassischen Menschen lagen solche Seelenregungen bei dem Hochmut, mit welchem er sich in einen widernatürlichen Gegensatz zum Tier stellte, gänzlich fern. -- Mein Kollege Baron Brodtdorff weist mich noch auf die Möglichkeit hin, daß der frühzeitig im Abendland bekannt gewordene<sup>2)</sup> Haij b. Jaqzan der Vater der Robinsonaden<sup>3)</sup> gewesen sein könnte.

Wie in der Malerei müssen wir auch in der Literatur der Wirkung des Orients als Objekt gedenken. Bahnbrecher war hier Victor Hugo in seinen *Orientales*. Seinen Spuren folgten in Deutschland sein Übersetzer Freiligrath, in einigen Gedichten auch Geibel<sup>4)</sup>. Man hat Freiligrath, der den Orient nicht aus

<sup>1)</sup> S. meine Übersetzung, Hannover 1923.

<sup>2)</sup> Pocodès *Philosophus autodidactus* erschien 1700 zu Oxford bereits in 2. Auflage, Daniel Defoes *Life and strange susprising adventures of Robinson Crusoe of York*, London 1719, Campe's Bearbeitung 1779-1780.

<sup>3)</sup> Über deren Umfang s. die Bibliographie von Ulrich, Berlin 1898. Campe's Robinson gehört zu den gelesensten Büchern; schon 1859 erschien die 57. Auflage.

<sup>4)</sup> Geibels „Der junge Fischeressenfürst“ ist vermutlich durch Victor Hugos *Lazzara* angeregt, vgl. namentlich den Schluß.

eigener Anschauung kannte, Unrichtigkeiten in der Schilderung vorgeworfen. Waren denn etwa Goethes Griechen echte Griechen, und wurde nicht das klassischste seiner Werke, die Iphigenie, von Schiller „erstaunlich ungriechisch“ genannt? Wäre photographische Treue hier überhaupt angebracht? Tiefer drangen allerdings in den Geist des Ostens Männer und Frauen ein, die mit ihm in enge Berührung gekommen waren, wie Morier, v. Vicenti, Baron Suttner, Milena Preindlsberger-Mrazovic, Endres und andere. Vor allem aber wußte Gjellerup indische Weltanschauung in seinen Meisterwerken „Pilger Kamanita“ und „Weltenwanderer“ zu hohen poetischen Werten zu gestalten.

Unsere Lyrik stand zur Zeit der Blüte des deutschen Kirchenliedes vorwiegend unter dem Einfluß des hebräischen Psalters, und ihre Schöpfungen stellen auch heute noch einen wichtigen Bestandteil des literarischen Volksbesitzes dar. Wer etwas historischen Sinn besitzt, wird es von vorneherein als unwahrscheinlich empfinden, daß die hebräische Literatur inmitten stammverwandter Kulturvölker, deren Sprache zum Teil wie das Phönizische nur dialektisch differierte, eine selbständige Rolle gespielt haben soll. Seitdem wir babylonische Bußpsalmen kennen, ist die Wahrscheinlichkeit nahe gerückt, daß das „jüdische Gesangbuch der nachexilischen Gemeinde“, wie Wellhausen treffend den Psalter charakterisierte, im Exil unter babylonischem Einfluß entstand. So dürfte babylonische Dichtkunst bis in unsere Tage fortleben. Dagegen kann ich den von Singer, Burdach u. a. unternommenen Versuchen, auch den Minnesang, der natürlich ein Abbild der Kunst der Troubadoure ist, auf die arabische Gazelenpoesie zurückzuführen, nicht beistimmen; die als allgemein menschlich gegebenen Übereinstimmungen werden durch tiefeingreifende Verschiedenheiten mehr als aufgewogen; das Gazel hat in der Regel ein männ-

liches Objekt; einer Frau gereichte der Minnesang, der sie feierte, im Abendland zur Ehre, im Morgenland zur Schande. Erst im 19. Jahrhundert hat das Gazel und speziell sein Meister Hâfiz durch Goethes West-östlichen Diwan und durch Bodenstedts in über 100 Auflagen erschienenen *Mirza Schaff* einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf unsere erotische Poesie ausgeübt. Auf die Lyrik Goethes wirkten bisweilen sogar chinesische<sup>1)</sup>, sehr viel stärker jedoch hebräische Vorbilder; ich zitiere einige Belege für übernommene Wendungen nach Hehn<sup>2)</sup>:

„Zieht mir das weiße Kleid nicht aus –  
Dort ruh' ich eine kleine Stille –“

Apokalypse 6, 11: „Und ihnen wurde gegeben ein weiß Kleid und ward zu ihnen gesagt, daß sie ruheten eine kleine Zeit.“

„Ach, der mich liebt und kennt  
Ist in der Weite.“

Hiob 16, 19: „Der mich kennt, ist in der Höhe.“

„Und ward nicht mehr gesehen.“

Gen. 5, 24: „Und ward nit mehr gesehen.“

Gelegentlich der Lyrik muß auch der Kunstform des Reimes gedacht werden, den das klassische Altertum nur als gelegentliche Verzierung kennt; als eine für die Poesie unerläßliche Bindung tritt er dagegen schon in den ältesten Resten arabischer Verskunst auf; die Herkunft dieser Verwendung aus Osten ist wahrscheinlich. Wilamowitz feindet den Reim an, weil das klassische Altertum dieses wichtige Ausdrucksmittel der Stimmung nicht kannte, und erklärt, er habe „ausgeleiert“<sup>3)</sup>. Ohne Reim wäre

<sup>1)</sup> Vgl. den trefflichen Aufsatz von Erich Jenisch, Goethe und das ferne Asien: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Halle 1923, S. 309–338.

<sup>2)</sup> Victor Hehn, Goethe und die Sprache der Bibel: Goethe-Jahrbuch, 8. Band, Frankfurt a. M. 1887, S. 187 ff.

<sup>3)</sup> Wilamowitz, Reden und Vorträge, 2. Aufl., Berlin 1902, S. 21 Anm.

die ganze Wirkung Goethescher Lyrik undenkbar, und der musikalische Reiz der Schöpfungen Platens, Stephan Georges und anderer Meister der Sprache wäre vernichtet, eine Welt von Wohlklang zerstört. Man versuche im langatmigen polsternden Hexameter etwa Platens in End- und Stabreim melodischen Wohlklang atmenden Vers wiederzugeben:

„Laß tief in dir mich lesen,  
Verhehl' auch dies mir nicht,  
Was für ein Zauberwesen  
Aus deiner Stimme spricht“

und man wird sich des ungeheuren Fortschritts bewußt werden. Auch daß der von klassizistischer Seite oft bekrittelte Stabreim <sup>1)</sup> dem germanischen Altertum gleichfalls als unerläßliche Bindung des Verses galt, beweist das tiefempfundene Bedürfnis und die Berechtigung des Reims. Zu jenem greifen häufiger, als man glaubt, selbst unsere Klassiker, wenn sie die Rede zu gewaltigem Eindruck steigern wollen:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,  
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!“

oder

„Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus.“

Man wird selten Wohlklang ohne Gleichklang antreffen; in folgendem Verse der Glocke ist neben dem Endreim der Stabreim viermal verwendet:

„Von dem Dome, schwer und bang,  
Tönt die Glocke Grabgesang.  
Ernst begleiten ihre Trauerschläge  
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.“

Es ist genugsam bekannt, wie verheerend der ungefüge Hexameter in der deutschen Literatur gewirkt hat; hätte Goethe Hermann

<sup>1)</sup> Er wurde uns oft auf dem Gymnasium als lediglich komisch charakterisiert! Man lese Wolzogens Beowulf oder das Lied Volkers in Jordans Nibelungen, um den Stumpfsinn einer solchen Auffassung ganz zu würdigen.

und Dorothea in Prosa verfaßt, so würde es unsern Herzen näher stehen<sup>1)</sup> als in dem langatmigen, klapprigen Versmaß, welches wir höchstens als Schulpensum vertragen. Dagegen vermag der altdeutsche Stabreim die Sprache zu wunderbarer Kraft zu erheben und der Endreim eine Fülle von Wohlklang zu erzeugen, die der reimlosen Poesie versagt bleibt. Vergewärtigen wir uns nun noch überdies das Mißbehagen, welches eine Poesie in uns erzeugen würde, die in Ermangelung des Reims nach antikem Muster die Distanz von der Prosa durch veränderte Wortbetonung markiert<sup>2)</sup>, an dem bekannten Beispiel aus Fischarts Gargantua:

„Däpffere méin Teutschén, adelich von gemüt und gepfüte.“

Ist die Herkunft des Endreims auch noch in Dunkel gehüllt, so steht doch andererseits fest, daß die Form des volkstümlichen Strophengedichts, des *Muwaschschah*, von den Arabern zu den Romanen wanderte, worauf bereits Graf Schack<sup>3)</sup> hinwies.

Werfen wir noch einen Blick auf das Theater. Biblische und orientalische Stoffe stehen an seiner Wiege. Der indirekte chinesische Ursprung von Voltaires *L'orphelin de la Chine*<sup>4)</sup> und der persische von Schillers *Turandot* — der Stoff stammt

<sup>1)</sup> Selbst Wilamowitz findet, wie ich nachträglich sehe, daß der homerische Reim die Wirkung des Gedichtes beeinträchtigt.

<sup>2)</sup> Natürlich kenne ich die metrischen Hypothesen vom musikalischen Akzent usw., halte sie aber hier für eine nicht auf ausreichendes Tatsachenmaterial gestützte Verlegenheitserklärung. Für rein quantifizierende Verse würden wir kein Organ besitzen. Die Hauptsache war stets der Druckton.

<sup>3)</sup> Graf Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, 2. Band, Berlin 1865, S. 120 ff.

<sup>4)</sup> Es geht auf ein chinesisches Drama eines gewissen *Ki Kün siang* zurück, dessen Übersetzung dem alten Chinawerk von du Halde beigegeben war, s. Grube, Geschichte der chinesischen Literatur, S. 370.

aus 1001 Tag<sup>1)</sup> — ist von untergeordneter Bedeutung; wichtiger dagegen, daß unser Theater im 18. Jahrhundert das Singspiel (die Operette) unter chinesischem Einfluß entwickelte, ein Einfluß, der nach Reichwein (S. 18/9) „schwer zu überschätzen ist“; aus China kamen die *Ombres chinoises*, die von den Romantikern und dem ihnen nah verwandten Justinus Kerner, neuerdings vor allem durch die Münchener Neuromantiker der Schwabinger Schattenspiele<sup>2)</sup> zu künstlerischen Werten gestaltet wurden. Endlich kam aus Japan im 19. Jahrhundert die Drehbühne, die 1760 Namiki Schozos erfand und München erst in unsern Tagen übernahm. Die Wichtigkeit dieser Reform besteht darin, daß sie die langen Pausen ausschaltete und somit die Wirkung des Kunstwerks von den störenden Unterbrechungen der Alltagsgespräche befreite.

Selbst bis in unsere Lebensgewohnheiten, bis in unsern Zeitvertreib greift Sitte, Säkung und Aberglaube des Morgenlandes ein; zahlreichen Spielen hat es die feste Form geprägt<sup>3)</sup>. Zwei der Außenwelt abgestorbene, in die Regeln des Spiels versunkene Schachspieler stellen auch bei uns noch immer ein Stück Morgenland im Abendland dar. „Wenn die Haudegen des Mittelalters“, so sagt Haberlandt<sup>4)</sup>, „am Schachbrett sitzen, so ist das ein Bild, wie Hercules an der Kunkel, wenn nicht der übrigens häufige Ausgang des mittelalterlichen Ritterschach, daß sich nämlich die streitenden Kämpen zuletzt die Figuren wuchtig an die Köpfe werfen, die Natur rettet.“ Die Heimat

<sup>1)</sup> Vgl. noch Reinhold Köhlers Kleinere Schriften, 2. Band S. 465–8, 3. Band S. 170–72: Schiller und eine Stelle aus 1001 Nacht.

<sup>2)</sup> Vgl. Georg Jacob, Moderne Schattenspiele: Die Woche, Heft 48, Berlin 1907.

<sup>3)</sup> Vgl. R. Himly, Morgenländisch oder abendländisch? Forschungen nach gewissen Spielausdrücken: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 43. Band S. 415 ff.

<sup>4)</sup> Michael Haberlandt, Der altindische Geist, 1887, S. 18.

des Spiels ist Indien, worauf sein Charakter, wie sein Name bei den islamischen Völkern „schatrendsch“ hinweist, der aus Sanskrit *tshaturanga* d. i. 4 Glieder (habend, nämlich Heer) entstanden ist. Nach einem Pehlewi-Text *Mâdhîgan i schatrang*<sup>1)</sup>, sandte der indische König *Dêwsarm* ein Schachspiel, von dem 16 Steine aus Smaragd, 16 aus Rubin bestanden, an *Chusrô Anôscharuwân*. Wohl die ältesten Erwähnungen des Schach, die mir in der arabischen Literatur begegnet sind, stellen einige Verse des *Ibn al-Mutazz* (9. Jahrh.) dar, der es als Zerstreuung feiert, die Menschen von Klatsch abhält und namentlich Offizieren dienlich sei, und der Bericht in *Ja'qûbî's Ta'rih*, ed. Houtsma, 1. Teil, Leiden 1883, S. 103, welcher gleichfalls dem 9. Jahrhundert angehört. Ja, wir kämen, die Genauigkeit der Überlieferung im einzelnen vorausgesetzt, sogar ins 8. Jahrhundert mit dem, was *Kitâb al-agânî* (1. Ausg. 4. Teil S. 52 Z. 2 und 12) erzählt von einem Klubhaus in Mekka, das mit Schach, Bred und Mühle (*qirgât*)<sup>2)</sup>, sowie einer Bücherei ausgestattet war zur Benutzung für die Gäste, die an Kleiderhaken an der Wand ihre Garderobe abhängen konnten. Jünger sind die schon mehrfach besprochenen Erwähnungen bei *Mas'ûdi Murûdsch edh dhahab*, Pariser Ausgabe, 1. Band S. 159 ff., der auch Beziehungen zur Astrologie erwähnt, und *Bêrûnî*. Zwei Stellen aus dem 2. Buche von *Sa'dis Bustân* beweisen, daß schon im 13. Jahrhundert der Bauer, der die hinterste Felderreihe erreichte, mit einem *Vezîr* (unserer Königin) vertauscht werden konnte<sup>3)</sup> und daß ge-

<sup>1)</sup> Siehe *Bulletin de l'Acad. Impér. des Sciences de St. Pétersbourg* XXXI 1887, Sp. 427 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 41. Band S. 477.

<sup>3)</sup> *Sa'dis Bustân II* B. 185, ed. Graf, S. 157 Z. 3.

wandte Spieler weniger geübten einige Figuren vorgaben<sup>1)</sup>. Das Rochieren erwähnt *Hâfiz*<sup>2)</sup>. Schach ist natürlich das persische Wort für König (*schâh*), während auf „matt“ das deutsche Adjektiv nur einen volksetymologischen Einfluß durch Verkürzung des Vokals ausgeübt hat; zugrunde liegt das arabische *mât* „er ist gestorben“; schon bei *Ja' qâbî* a. a. D. S. 103 erscheint zweimal die Formel „*schâh mât*“. Die Figur, welche wir „Königin“ nennen, hat diese Rolle erst im Abendland vermöge einer Volksetymologie an Stelle des Wesirs übernommen; nach orientalischer Sitte durfte sich ja die Königin nicht so frei unter Männern bewegen wie die Königin des Schachspiels. Der alte Name des Turms, den wir z. B. noch im französischen *roc* und in unserm *rochieren* haben, ist identisch mit dem Namen des Vogels Ruch (nicht: Rock), in dem man jetzt einen ausgestorbenen Riesenvogel wiedererkennen will, dessen Eier noch bisweilen auf Madagaskar gefunden werden. Wie das Schach ist auch der Rößelsprung<sup>3)</sup> eine Erfindung des indischen Geistes. Aus dem Orient stammen ferner bekanntlich das bereits genannte Damenspiel, Puff (*Tric-trac*) und mehrere ähnliche weniger bekannte Spiele. Gustav Schlegel<sup>4)</sup>, der freilich leicht Verwandtes identifiziert, bezeichnet das Damenspiel als „in China uralte“ und führt Traditionen an, die ins 3. vorchristliche Jahrtausend zurückgehen, die natürlich mit Vorsicht aufzunehmen sind. „Ruch fand man“, fährt er fort, „zu Pa-king unter einem Limonenstrauch auf dem Grabe des Königs Mu der Tschou-Dynastie (1001–947 v. Chr.) in der steinernen Gruft ein Damenspiel. Das Spiel war ursprünglich

1) *Sa'dis Bustân* II. B. 70, ed. Graf, S. 145.

2) *Ausg. Brockhaus* Nr. 117, 7.

3) Näheres bei Haberlandt, *Der altindische Geist*, S. 161 ff.

4) Gustav Schlegel, *Chinesische Bräuche und Spiele in Europa*, Jenaer Inaugural-Diss., Breslau 1869, S. 12.

ein astronomisches, und man sagte, daß derjenige, der den Lauf der Sterne des Himmels zu berechnen verstünde, das Damenspiel ebenso gut spielen lernen würde.“ Daß das Duff mit dem türkischen Tawla und dem persischen Nerd, wenn nicht identisch, so doch auf das engste verwandt ist, glaube ich im Vorwort zum 15. Bande meiner Türkischen Bibliothek gezeigt zu haben. Nach China verfolgt die Spuren des Duff Hims<sup>1)</sup>. Das Kardis- oder Bohnenspiel, neuerdings von Herrn Pastor Friß Jahn, dem Direktor der Zülchower Anstalten, wieder verbreitet, stammt nach dessen Angaben aus Persien<sup>2)</sup>. Der Schah sandte es vor 100 Jahren der Kaiserin Katharina zum Geschenk; nach Kardis war eine Dublette gekommen, dort lernte es bei Baron von Stackelberg 1908 Pastor Jahn kennen. Derselbe schreibt mir ferner, daß zur Zeit das neue chinesische Domino Ma Tsuo-Pai oder Ma Jhong einen Siegeszug durch die ganze Welt antrete. In der mittelalterlichen Astrologie verwurzelt ist ferner das bereits erwähnte ostpreußische Neujahrspiel „Glück und Segen“ und, wie einige Sternbilder der persischen Gendshife noch deutlich zeigen, die Spielkarten. Ihren ältesten romanischen Namen *naipe*, der in Spanien bereits im 14. Jahrhundert auftaucht, habe ich aus arabisch *la'ib* (Spiel) erklärt<sup>3)</sup>; zum Lautübergang vergleiche z. B. den Namen der spanischen Stadt Niebla, arabisch *Lebla*; arabisch *lēmôn* Zitrone lautet in Babylonien *nēmôn* und arabisch *laqab* Beinamen lautet in Arabien vielfach mit *n* an, so belegt Enouf Hurgronje *nagab* (Goldzifer-Festschrift S. 221),

<sup>1)</sup> Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 41. Band S. 478.

<sup>2)</sup> Friß Jahn, Alte Deutsche Spiele, Neu-Ausgabe, Dresden-A., Ammonstraße 6, 1923 (Sonder-Druck aus „Lug ins Land“, Berlin 1916), S. 13/4.

<sup>3)</sup> Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 53. Band S. 349/350.



J. J. Hess *nijgef* bei den 'Stebe und *negeb* bei den Aulad-'Alij; nivellieren von *libella*. Nöldkes Vermutung, daß das in 'Amr's Mu'allaga B. 37 und auch sonst bei altarabischen Dichtern genannte Spiel *michrâq* etwa unserm Plumpsack entspreche, wird durch eine Nachricht bei *Ibn al-Faqîh* (10. Jahrhundert), S. 66 Z. 6 zur Gewißheit; über dies arabische Spiel handelt nunmehr am ausführlichsten Th. Kowalski in seiner Ausgabe des *Qais ibn al-Chatim*, S. 30/1. Als ein früher auch in der Türkei beliebtes Gesellschaftsspiel schildert den Plumpsack (*tura*) Mehmed Tewfik, *Helwa sohbeti*, f. Theodor Menzels Übersetzung: Türkische Bibliothek, S. 21/2, und meine Anmerkung dazu: ebendasselbst S. 88. Das Fischerstechen, das ich als eine Volksbelustigung aus dem Elfaß kenne, war bereits bei den Ägyptern des Alten Reichs beliebt<sup>1)</sup>. Die Chinesen melden uns<sup>2)</sup> noch den Namen des Erfinders der Papierdrachen: Han-sin und das Jahr seiner Erfindung: 202 v. Chr. Die Papierdrachen haben in China weit hübschere Formen als bei uns, ahmen oft Tiere und Blumen nach und sind bisweilen mit musikalischen Vorrichtungen versehen, welche der Wind gleich Aeolsharfen<sup>3)</sup> in Bewegung setzt. Von China aus gelangte der Papierdrache nach einer volkstümlichen Tradition auch nach Kambodscha<sup>4)</sup>. Wie in China ist auch in der Türkei das Steigen der Papierdrachen (*kartal*) nicht nur Unterhaltung der Kinder, sondern auch der Männer<sup>5)</sup>. In Europa

<sup>1)</sup> Luise Klebs, Die Reliefs des alten Reiches (2980–2475 v. Chr.), Heidelberg 1915, S. 115; vgl. Die Reliefs und Malereien des mittleren Reiches, 1922, S. 153.

<sup>2)</sup> Vgl. Schlegel, a. a. D. S. 23–25.

<sup>3)</sup> Vgl. die bei Wind brüllenden Löwen: *Qazwînî II*, S. 33 Z. 23.

<sup>4)</sup> Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 43. Band S. 417.

<sup>5)</sup> Vgl. Vámbéry, Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes, S. 148.

wurde der Papierdrache erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts<sup>1)</sup>, also zur Zeit der beginnenden Chinaschwärmerei bekannt und Namen wie französisch *cerf volant* und englisch *kite* (Weih) weisen auf chinesische Vorbilder in den dort beliebten Tiergestalten. Nach Curt Sachs, dem besten Kenner der Geschichte der Musikinstrumente, stammt unser Brummteufel oder Waldteufel, der am Sylvesterabend in Ostpreußen zu lärmern pflegt, wahrscheinlich aus Indien<sup>2)</sup>.

Bekannt ist die Rolle, welche das *Jiujitsu* bei uns seit den japanischen Kriegserfolgen zu spielen begann; in Japan hat sich diese Kunst in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausgebildet<sup>3)</sup>.

Ohne Muhammeds Weinverbot hätte schwerlich der Kaffee seinen Siegeszug durch die islamische Welt angetreten und bei uns schließlich den altdeutschen Hirsebrei verdrängt. Das altarabische Wort „*qahwa*“ bedeutet ursprünglich „Wein“ und zeigt in seinem Bedeutungswandel, wie der Kaffee allmählich an dessen Stelle trat. Das erste Kaffeehaus wurde in Konstantinopel 962 h = 1554/5 D zu *Tahta' l-qal'a* durch 2 Syrer begründet<sup>4)</sup>. Noch Rauwolf schreibt 1583 verwundert von dem schwarzen Getränk der Türken: „Dieses pflegens am Morgen frü / auch an offnen orten / vor jeder menniglich one alles abscheyh / zu trincken / aus jrdinen vnnnd Porcellanischen tieffen Schällein / so warm / alsz sies könden erleiden.“ Auch der zweite Bestandteil des Wortes Kaffeebohne ist nur eine volksetymologische

<sup>1)</sup> Der älteste Beleg bei Strutt, *The Sports and Pastimes of the People of England*, stammt aus dem Jahr 1664.

<sup>2)</sup> Curt Sachs, *Die Musikinstrumente Indiens und Indonesiens* (1914), S. 79/80.

<sup>3)</sup> Vgl. K. Miura, *Über Jūjutsu oder Yawara: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens*, 7. Band, Tokyo, S. 273 ff.

<sup>4)</sup> Peischewi, *Ta'rieh I*, Konstantinopel 1283 h, S. 363 ff.

Umwandlung ihres arabischen Namens *bonn*. In den ältesten abendländischen Nachrichten wird der Strauch als „*arbor Bon, cum fructu suo Buna*“ bezeichnet, woraus man bereits ersieht, daß unser Wort mit Bohne *fabā* ursprünglich nichts zu tun hatte. Mokka, richtiger Mochā, war früher Ausfuhrhafen. Im Orient wird der Kaffee bekanntlich nicht gemahlen, sondern gestoßen, nicht als Extrakt, sondern mit dem Grunde vorgekocht und niemals durch den Zusatz von Milch, selten durch den von Zucker aus einem Genussmittel in ein Nahrungsmittel verwandelt. Die belebende Wirkung des orientalischen Kaffees weiß jeder zu schätzen, der das erschlaffende, heiße Klima des Morgenlandes kennen gelernt hat. Der Verbrauch von Kaffee war nach Angaben vom Jahr 1918 in Deutschland noch größer als der von Bier und Branntwein<sup>1)</sup>.

Der Konkurrent des Kaffees, der Tee, wurde im 17. Jahrhundert nach Europa aus China eingeführt, wovon noch sein einsilbiger chinesischer Name Zeugnis ablegt; die Vokaldifferenz zwischen dem *thee* der Holländer und dem *tea* der Engländer erklärt sich daraus, daß beide Völker ihn in dialektisch verschiedenen Provinzen, die Holländer in Formosa, wenn ich recht unterrichtet bin, kennen lernten. In Deutschland wurde er zunächst dadurch bekannt, daß der Große Kurfürst den holländischen Arzt Tulpus, der ein Liebhaber des Tees war, als Leibarzt berief<sup>2)</sup>. Das zartduftende Getränk, von dessen eigentlichem Aroma die bei uns in den Handel kommenden Sorten nur eine schwache Vorstellung geben, hat für Kultur,

<sup>1)</sup> Alfred Hasterlik, Von Reiz- und Rauschmitteln, Stuttgart 1918, S. 28/9.

<sup>2)</sup> Paul Kränzel, Entwicklung und gegenwärtiger Stand des chinesischen Teehandels, In.-Diss., Berlin 1902.

Geselligkeit, Wirtschaft und Geschichte des Ostens und Westens eine nicht geringe Bedeutung gehabt. Die japanischen Teegesellschaften (*chanoyu*) des 17. Jahrhunderts hatten einen ähnlich ästhetischen Charakter wie vielfach die abendländischen. Man erinnere sich, daß die Teezölle den Anstoß zur Befreiung Amerikas vom englischen Joch gaben<sup>1)</sup>. —

Der alte türkische Name der Dickmilch der türkischen Nomaden, auch noch bei den Osmanen beliebt, Yoghurt, früher nur dem Orientreisenden geläufig, bürgert sich neuerdings mit der Sache auch im Abendland ein. Als vorzügliches, schmackhaftes, bekömmliches, alkoholfreies Nahrungs- und Kräftigungsmittel ist er in kurzer Zeit zu großer Berühmtheit gelangt. Die Türken verwenden hauptsächlich Büffelmilch zur Bereitung des Yoghurt; der ausschlaggebende Organismus ist der 1906 entdeckte *Bacillus bulgaricus*<sup>2)</sup>. Die älteste bisher bekannte Erwähnung findet sich bei Kaempfer, *Amoenitates exoticae, Lemgoviae* 1712, S. 120 u. 122: „*Jughurt Turcis significat lac coagulatum dulce, Persis Maast, Indis Batavis Tayer dictum.*“

Das französische Nationalgetränk endlich, der Absinth, stammt aus Algier, wo man den Geschmack des schlechten Trinkwassers durch ihn verbesserte. Der Name ist nach Nöldcke persisch<sup>3)</sup>. Arak<sup>4)</sup> führt bekanntlich einen arabischen, der Punsch einen persischen Namen<sup>5)</sup> nach dem Zahlwort für 5; aus 5 Ingredienzien

<sup>1)</sup> Vgl. Kafuzo Okafura, Das Buch vom Tee, Insel-Bücherei Nr. 274.

<sup>2)</sup> Siehe G. Weigmann, Mykologie der Milch, Leipzig 1911, S. 90/1; W. Fleischmann, Lehrbuch der Milchwirtschaft, 5. Aufl., Berlin 1915, S. 479/480.

<sup>3)</sup> Siehe Flückiger, Pharmakognosie des Pflanzenreichs, 3. Aufl., S. 686; Nöldcke dachte nach persönlicher Mitteilung an pers. *sipend*.

<sup>4)</sup> Über seine Geschichte vgl. die Quellenbelege Hobson=Jobson, London 1886 s. v. Arrack.

<sup>5)</sup> Vgl. Haberlandt, Der altindische Geist, S. 78 ff.: Der Sylvestertrank.

wurde er in Indien hergestellt, wo das Persische bis zur Zeit der englischen Herrschaft eine Art offizielle Sprache darstellte, nämlich aus Araak, Zucker, Limonensaft, Gewürz und Wasser. Schiller hat in seinem Punschlied „Vier Elemente, innig gesellt“ das Gewürz vergessen. Die ältesten Belege findet man Hobson-Jobson<sup>1)</sup>. Bier haben die Ägypter, deren Lieblingsgetränk es war, schon in sehr alter Zeit gebraut; das Alte Reich kannte 4 Sorten, darunter schwarzes d. h. dunkles<sup>2)</sup>. Nach Hrozny wäre das Bier in Babylonien noch älter und dort spätestens bereits 2800 v. Chr. bekannt gewesen<sup>3)</sup>. Vermutlich nahm demnach auch diese Kunst vom Orient ihren Ausgang. Das griechische und lateinische Wort für Wein stammt aus dem Semitischen. Die Verdienste der Römer um dessen Verbreitung wurden einseitig übertrieben. Reben gediehen am Rhein lange vor der Gründung Roms, und die Berichte von den kühnen Winlandsfahrten der Normannen beweisen, daß man auch wilde Trauben zu schätzen wußte. Vor allem aber sind gerade die edelsten deutschen Reben wie z. B. der Johannisberger nicht etwa durch die Römer, sondern erst im Mittelalter durch die Klöster aus dem Morgenland, vielfach aus Syrien, das die herrlichsten Trauben produziert, eingeführt.

<sup>1)</sup> S. 558, 9, vgl. z. B. Johann Jacob Saar, Ost-Indianische Fünf-zehn-Jährige Kriegs-Dienste, Nürnberg 1672, S. 60: *Pale bunze*.

<sup>2)</sup> Vgl. Erman-Ranke, Ägypten, S. 225 ff.; Luise Klebs, Die Reliefs des alten Reiches (Abhandlungen der Heidelberger Akademie), Heidelberg 1915, S. 90 ff., Die Reliefs und Malereien des mittleren Reiches, Heidelberg 1922, S. 120 f.

<sup>3)</sup> Friedrich Hrozny, Das Getreide im alten Babylonien (Wiener Akademie, Sitzungsberichte), Wien 1914, S. 140 ff. Aus dem Prospekt des mir unzugänglichen neuesten Heftes der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes ersehe ich, daß dort P. Haupt über die Frage „Tranken die alten Babylonier Bier?“ gehandelt hat.

Wenn wir uns an dem Blütenweiß und dem Duft unserer Buchweizenfelder erfreuen, die weite Sandflächen unserer Heimat erst ertragfähig machen und ein vorzügliches Bienenfutter liefern, so verdanken wir diese in der Mandchurei heimische Feldfrucht vermutlich den Welteroberungen der Mongolen, und wenn der Italienschwärmer, von Norden kommend, die erste Palme begießt, so weiß er meist nicht, daß alle Palmen der Riviera von jener Palme abstammen, die Abdurrahman I. im 8. Jahrhundert aus Syrien nach Spanien kommen ließ und in einem stimmungsvollen arabischen Liede besang. — Zucker und Zuckerkand<sup>1)</sup> weisen noch durch ihren ostarischen Namen auf ihre Herkunft; die Verbreitung des Zuckers nach dem Abendland — das klassische Altertum mußte sich mit Honig behelfen — verdanken wir den Arabern, die das Rohr in Spanien anpflanzten. In Bengalen scheint es seit sehr alten Zeiten kultiviert; während von Lippmann die wilden Stammformen noch nicht für nachgewiesen hielt<sup>2)</sup>, sieht man jetzt nach freundlicher Mitteilung meines Kollegen Tischler *Saccharum spontaneum* für eine solche an. Auf die Kunst der Bereitung von allerlei Zuckerwerk hat der Orient von jeher großen Wert gelegt. Venedig scheint auch hier eine Stätte nach Norden gebildet zu haben. Marzipan ist aber nicht *Marei panis* Marcusbrot, auch nicht pers. *merzebân* (Markgrat), wie andere vermuteten, sondern geht auf ein orientalisches Wort „*matapan*“ zurück, das *r* ist erst von den

<sup>1)</sup> Sanskr., *khandā*, daher ital. *candire* mit Zucker überziehen, wovon das Wort *Kanditor* = *Conditor* (Zuckerbäcker) kommt, vgl. „kandierte“ Früchte.

<sup>2)</sup> von Lippmann, *Geschichte des Zuckers*, Leipzig 1890, S. 33 ff. — Nachträge zu diesem grundlegenden Werk gab E. Wiedemann in seinen Beiträgen 51, 52, 55: *Erlanger Sitzungsberichte* 1916 und in der Zeitschrift „Die deutsche Zuckerindustrie“ (S. 1. u. 2.).

6 Jacob, Der Einfluß des Morgenlands auf das Abendland.

Italienern eingefügt. *Mataban* führt Klusver<sup>1)</sup> auf arabisch *mauthabân* zurück, das im Arabischen einen träge daheim hockenden und nicht ins Feld ziehenden Fürsten bezeichnet. *Wathaba*, sonst im Arabischen „springen“ hat in Südarabien noch die altsemitische Bedeutung „sitzen“ (vgl. hebr. *jäschab*) gewahrt; die arabischen Geographen erzählen lustige Mißverständnisse, die sich aus dieser Bedeutungsdivergenz ergeben haben sollen<sup>2)</sup>. Mit *mauthabân* benannten nun, wie es scheint, die Araber die byzantinischen Münzen wegen der auf ihnen dargestellten sitzenden Christusfigur. Das Wort bezeichnete dann bei den Levantinern ein Hohlmaß, schließlich eine Kiste von bestimmtem Inhalt. — Von Gemüse wurde uns die Kultur des Spinats gleichfalls durch die Araber aus Persien über Spanien vermittelt. Der Name Artischoke führt durch das Englische *artichoke*, franz. *artichaut*, ital. *artiocco* und *carcioffo*, span. *alcarchofa* auf ihren ursprünglich arabischen Namen *al-charschûf* zurück. Auch das deutsche Nationalgericht, das Sauerkraut<sup>3)</sup>, ist erst im Mittelalter von den Slawen entlehnt und höchstwahrscheinlich eine Erfindung des Ostens. — Die wichtigsten Gewürze entstammen natürlich dem Morgenland und tragen vielfach auch bei uns noch Namen, die in morgenländischen Sprachen ihren Ursprung haben, so der Pfeffer.

<sup>1)</sup> A. Klusver, *Het artikel Mazapan in de Etymologische Untersuchungen von Mahn: Verslagen en Mededeelingen IV, 2, Amsterdam 1898, S. 37—49; Het woord matapan als naam van eene venetiansche munt: Verslagen an Mededeelingen IV, 6, Amsterdam 1904, S. 288 ff.*

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. den Artikel *Zafâr* bei *Jâqût* und *Qazwîni* (II S. 36).

<sup>3)</sup> Das „Sauerkraut“, sagt Victor Hehn (*Kulturpflanzen und Haustiere*, 8. Aufl., Berlin 1911, S. 523), „mag eine tatarische, von den Slawen adoptierte Erfindung sein, die sich vom Slawenlande weiter nach Nieder- und Oberdeutschland verbreitete.“

Selbst das Bild unserer Landschaft ist durch den Orient modifiziert und beeinflusst worden. In unsern Allseen steckt die Kastanie im Frühjahr ihre prächtigen Kerzen auf und streut im Herbst ihre glänzend polierten Früchte aus. Diese und viele andere Gewächse haben die Türken nach Europa gebracht, die bei ihrem Vordringen vom Osten auf iranischem Boden Erben jener Blumen- und Gartenliebe wurden, die schon die alten Griechen als für die Perser charakteristisch erwähnen. Dieser Liebe verdanken wir unsere schönste Blumenzier, vor allem den Flieder, dann den türkischen Pfeifenstrauch, bei uns meist Jasmin genannt, die Kaiserkrone, die Tulpe<sup>1)</sup>. Die holländische Tulpenliebhaberei, welche im 17. Jahrhundert für neue Spielarten abenteuerliche Summen zahlte, hatte am Goldenen Horn ihr Gegenstück; ein moderner türkischer Historiker Ahmed Refik hat ein Buch geschrieben *Lale sefaheti*, Tulpen-Verschwendung, in dem er diese krankhafte Wertung der Tulpe bei den Osmanen nach alten Quellen in anziehender Weise schildert. Das Wort „Tulpe“ ist das persische „*dulband*“, von dem auch unser Wort „Turban“ kommt. Die wertvollsten Rosenarten entstammen gleichfalls dem Orient. Die Damascenerrose, die bei der auch für Deutschland von Bedeutung gewordenen Rosenölgewinnung die Hauptrolle spielt, wurde von Kreuzfahrern aus Syrien zunächst nach Frankreich verpflanzt. „Einen erneuten Aufschwung“, sagt Schumann & Gilg (*Das Pflanzenreich* S. 539/540), „nahm die Rosenkultur und die Liebhaberei an dieser Pflanze durch die Einführung der schönen ostasiatischen Formen, deren Ausgangs-

<sup>1)</sup> Johann Beckmann, *Beyträge zur Geschichte der Erfindungen*, 3. Band, Leipzig 1792, S. 301: „Die Zwiebeln der prächtigen Kaiserkrone, *Fritillaria imperialis*, sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Persien nach Constantinopel, von da in den kaiserlichen Garten zu Wien gekommen, und von dort über Europa verbreitet worden.“

punkt die indische Rose (*Rosa indica*) gewesen ist. Durch sie gelangten erst die vollendet schönen Rosen in unsere Gärten, indem mit ihnen die Grundlage zu den herrlichen Teerosen gegeben wurde.“ Näheres über die nachhaltige Beeinflussung der abendländischen Rosenkultur durch den Osten, namentlich China, für das übrigens nicht die Rose, sondern die Paeonie die Königin der Blumen ist, findet man bei Matthias Jakob Schleiden „Die Rose“ (Leipzig 1873, S. 292 ff.), der eine ganze Reihe wertvoller Einführungen mit Daten belegt. „Noch wichtiger als das Jahr 1789“, in dem einige chinesische Arten neue Impulse gaben, heißt es daselbst S. 294, „wurde für unsern Gartenschmuck das Jahr 1810; denn in diesem Jahre kam auch noch die Teerose (eine Spielart der *R. indica*) aus China nach England, der 1824 noch von Calcutta aus die gelbe Teerose folgte.“ Die Kamelle (*Thea japonica*), eine Verwandte des Teestrauchs, stammt aus Ostasien und erregte erst am Ende des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit Europas<sup>1)</sup>; aus China stammt ferner einer der schönsten Sträucher unserer Anlagen, die Forsythia, welche uns bereits im ersten Frühjahr durch die Fülle ihrer schwefelgelben Blütenpracht erfreut; schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangte der Kirschlorbeer von Trapezunt nach Wien; die duftende Reseda kam aus Ägypten und soll 1752 aus Afrika nach England eingeführt sein<sup>2)</sup>.

Von all den Liebhabereien für östliche Tierarten — zurzeit namentlich in England die Chins, die chinesischen Zwergwachtelhunde und in Frankreich die zuerst 1521 aus Churasan nach Europa eingeführten Angorafazken — sei der 1691 nach England gelangten Goldfische und namentlich der Fasanerien

<sup>1)</sup> Dietrich, Geschichte des Gartenbaues, Leipzig 1863, S. 273.

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 270.

gedacht, die zur Zeit der Chinaschwärmerei an allen Fürstehöfen Mode wurden und heute noch vielfach angetroffen werden. Auch die Falknererei scheint aus dem Orient zu stammen. In Japan soll die Falkenjagd unter der Regierung des Kaisers *Nintokū-tennō* (313–399 D) aufgekommen sein<sup>1)</sup>. Bekannt ist, wie hoch Friedrich II. der Hohenstaufe in seinem Werk über Falknererei die Falknerkunst der Araber einschätzte; nach arabischem Vorbild führte er die Kappe oder Haube für den Falken ein (*lib. 2, cap. 77*). Unser Huhn stammt gleich dem Pfau aus Indien, der Brutofen aus Ägypten. Herr Professor Kluge in Freiburg sandte mir vor Jahren ein gedrucktes Blatt ohne Angabe der Zeitschrift zu, betitelt „Zur Geschichte des Brutofens“. Er hat darin einige Belege für die Bekanntschaft des Abendlands mit dem Verfahren in Ägypten angemerkt, zum Teil älter als die, welche ich mir bereits notiert hatte; der älteste entstammt dem Reisebuch der Familie Rieter (S. 123) und bezieht sich auf eine im Jahre 1460 in Ägypten gemachte Reise: „Item zu Babylong, das dann mit Altkypro ein statt genant wirt, da sind vil bad-öfen, dar inn man jüng huner außbrütett und man legt offt bey 12000 ayr in der selben padofen asnen in warmen aschen und helttet den ofen unten stetigs zimlich warm und wenn dann dy huner zeytig wern, so schlyfen dy auß den schalen, also das off ein tag bey 800 hunern und darob ausschlyffen und aus dem padoffen genommen werden, dy verkauft man dann nach dem meß.“ Grimmelshausen läßt seinen Simplicissimus 1699 nach Kairo kommen und von dort (Neudruck S. 546) berichten: „Aber was mir (in Altkypro) am allerseltzamsten vorkam, war dises, daß die Einwohner hin und wider in darzu gemachten Defen viel

<sup>1)</sup> Siehe Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 10. Band, Tokyo 1904–6, S. 275.

hundert junge Hühner außbrüteten, zu welchen Eiern nit einmal die Hennen kamen, sezt sie solches gelegt hatten, und solchem Geschäft warten gemeiniglich alte Weiber ob.“ Erst sehr spät hat die Briestaubenzucht in Europa eingefekt. Im 18. Jahrhundert sagt Adelung noch im Artikel „Briestaube“, daß diese zur „Überbringung der Briefe gebraucht werden kann und im Morgenlande wirklich gebraucht wird“. Aus Ägypten ist die Briestaube ein Jahrtausend früher belegt<sup>1)</sup>. Altägyptische Darstellungen gewähren ein Bild von der umfassenden Domestizierung, welche sich selbst auf Tiere erstreckte, die wir heute für unzählbar halten, wie den Schänehund (*Lycaon pictus*). Auch den afrikanischen Elefanten haben die Punier gezähmt, während wir heute als Haustier nur den indischen kennen. Die Kirgisen richten den Steinadler, die Perser verschiedene Golenarten zur Jagd ab, die Japaner jagen mit Kormoranen Fische, was auch bereits am Niederrhein Nachahmung finden soll. Die alten Ägypter haben außer unserer Graugans auch andere Gänsearten gezähmt. Affen reiben in China Gelehrten und Malern Tusche und tragen Wasser, im alten Ägypten hielten sie den Damen das Salbgefäß, begleiteten ihre Herren gleich Hunden und waren abgerichtet, Feigen von den Bäumen zu pflücken und sie Männern zuzureichen, die sie in Körben sammelten<sup>2)</sup>. Die wertvolle Angoraziege, die ältere abendländische Quellen nicht erwähnen, haben wahrscheinlich erst die Türken nach Kleinasien gebracht, und die Merinoschafe führen ihren Namen nach den Beni Merin in der Umgegend von Tlemcen<sup>3)</sup>. Das Araberross stellt die

<sup>1)</sup> Siehe Papyrus Erzherzog Rainer, Führer durch die Ausstellung, Wien 1894, S. 167 f.

<sup>2)</sup> Klebs, Die Reliefs und Malereien des mittleren Reiches, S. 49.

<sup>3)</sup> Siehe Dozy's *Suppl. Art. idw.*

edelste Pferderasse der Welt dar. Man bedenke, daß uns in solchen Züchtungen die Arbeit von Generationen zugute kommt.

Aber über die künstliche Flora und Fauna unserer Heimat hinaus erstreckt sich der Einfluß des Orients auch auf die natürliche. Pflegen doch mit den Völkern gewisse Unkräuter zu wandern und sie auf ihren Kriegszügen zu begleiten. So verkündet noch heute das syrische *Euclidium*, eine Kreuzifere und nahe Verwandte der Jerichorose, an den Wällen der ungarischen Festungen bis an die Mauern Wiens die einstige Größe der *Dewlet-i-ebdmüddet-i-osmanije* (des ewigwährenden Osmanenreichs). Es sind die Futtersäcke der Pferde, welche den Samen austreuen. Die Lagerplätze der Zigeuner, welche ein ausgezeichnete Kenner der Adventivflora, Herr Oberlehrer Zimmermann, jahrzehntelang untersucht hat, weisen Pflanzen, namentlich Gräser auf, die bis nach Ungarn, ja bis nach der ostindischen Heimat des wandernden Volks zurückleiten<sup>1)</sup>. — Zur Eiszeit haben in Deutschland keine Schmetterlinge gelebt; sie sind eingewandert, und die Einwanderung, namentlich aus dem südlichen Sibirien, schiebt sich, wie die Vergleichung alter Schmetterlingsbücher ergibt, noch dauernd gegen Nordwesten vor. Unsere Vogelfauna würde, wenn Jäger nicht die bunten fremden Gäste, die sich eine neue Heimat suchen, in unverantwortlicher Weise wegknallen würden, bereits ein sehr viel mannigfaltigeres und schöneres Bild bieten. Aber selbst unser schon dem deutschen Altertum vertrauter Ruckuck (Gauch) ist ein ziemlich vereinzelter europäischer Vorposten einer 200 Arten zählenden, meist farbenprächtigeren Sippe.

<sup>1)</sup> Der ägyptische Lotus wurde von Wasservögeln, die den Samen auf ihrer Wanderung im Gefieder mitnahmen, bisweilen auf dem Duzendteich zu Nürnberg ausgesät, gelangte zur Entfaltung und fror im Winter aus.



Doch nicht nur das Kleid der Erde, auch das Kleid des Menschen hat der Orient beeinflusst. Unsere Alltagsracht ist freilich, wie die Moorleichen im Kieler Museum vaterländischer Altertümer zeigen, teilweise bodenständig, teilweise von Amerika aus umgestaltet. Mit der Tracht der alten Griechen und Römer hat sie zweifellos nichts zu schaffen, steht vielmehr zu ihr in denkbar schroffstem Gegensatz. Die Hosentracht, wie wir sie bei den Moorleichen sehen, erstreckt sich weit nach Osten bis nach Persien, findet sich aber nicht bei den klassischen Völkern. In den farbenfrohen Volkstrachten erinnert manches an den slavischen Osten und leitet zu ihm hinüber. Unsere Damen pflegen heute von Kimonoschnitt und Kimono-Ärmeln zu sprechen; nach den japanischen Siegen über Rußland kamen auch weibliche japanische Haartrachten in Europa auf; vor etwa einem halben Jahrhundert war das türkische Baschlyk Mode und noch eine Generation früher der Kaschmirschal, heute die Bulgarenbluse. Die Federn farbenprächtiger Vögel des Ostens, wie der Paradiesvögel, zierten und zieren europäische Damenhüte; die Feder des aus Indien stammenden Pfau wurde bei uns als Schmuck schon im Mittelalter hochgewertet. Ob bei der starken chinesischen Einstellung der Zopfzeit der Zopf selbst nicht chinesischer Einfluß war<sup>1)</sup>? Für die Tracht der Kavaliere und das Militär galt er einst als unerlässlich. Von den alten Uniformen weist noch der Kolpak der Husarenmütze schon durch seinen Namen auf eine östliche Entlehnung; er geht

<sup>1)</sup> Auch für die Brille ist die Priorität des Orients gesichert. Die geschliffenen Steine römischer Kaiser waren keine Linsen. Deren Kenntnis findet sich zuerst bei Ibn al-Halitham, dem großen arabischen Optiker. In Europa sind Brillen nicht vor 1220 nachzuweisen; während sie nach Berthold Laufers wertvollen Mitteilungen (Zur Geschichte der Brille: S.-Z. aus den Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften Band 6, 1907, Nr. 4) schon etwas früher den Chinesen von Turkestan aus bekannt wurden. Die Heimat der Brillen ist wahrscheinlich Indien.

wohl auf den langen von der türkischen Janitscharenmütze herabhängenden Zipfel zurück, der fälschlich als Ärmel des Hadshi Bektasch gedeutet wurde<sup>1)</sup>, und könnte mit den Husaren aus Ungarn oder von der polnischen Janitscharentruppe entlehnt sein. Sogar eine ganze Waffengattung des preussischen Heers ist türkischer Herkunft:

Wir preussischen Alanen, wer kennt uns nicht?

Wir sind berühmt in der Kriegsgeschicht!

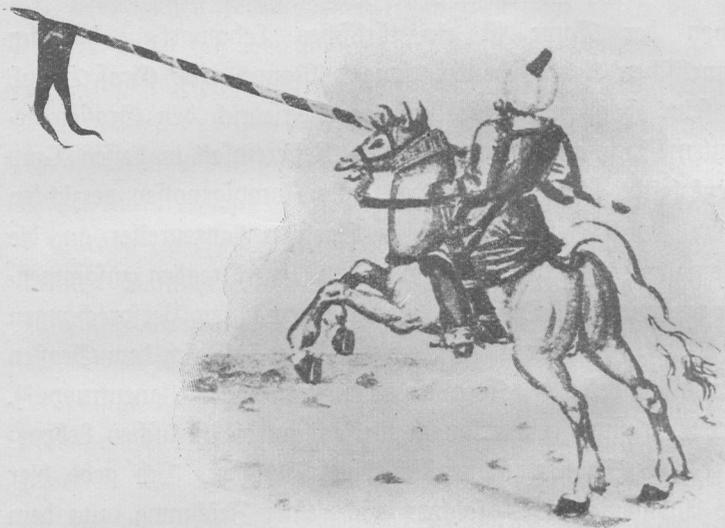
Schon der Name ist ein türkisches Lehnwort; *oglan*, im Rumelischen *olan*, bedeutet „junger Mann“. Als Graf Brühl, der seine Hoffnungen für den gegen Friedrich den Großen geplanten Krieg auf einen polnischen Reitereinfall in dessen Land gesetzt hatte, schließlich auf Polen als Kampfgenossen verzichten mußte, warb er zum Ersatz in Bosnien Lanzenreiter an, die Bosniaken oder Alanen genannt und in Dresden zusammengezogen wurden. Da man ihnen die gemachten Versprechungen nicht hielt, liefen sie 1745 scharenweise zu Friedrich dem Großen über und bildeten den Kern der neuen preussischen Alanentruppe<sup>2)</sup>. Ihre Ausrüstung erinnert noch vielfach an die türkischen Lebensreiter, die Spahis, namentlich das Fähnchen. Ich gebe hier eine Abbildung eines solchen nach einer Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert, die sich im Dresdener Kupferstichkabinett befindet und nur von Lorichs<sup>3)</sup> herrühren kann. Die zweite Abbildung stellt einen kursächsischen Alanen dar.

<sup>1)</sup> Vgl. darüber Türkische Bibliothek, 9. Band, Berlin 1908, S. 5.

<sup>2)</sup> Franz Genthe, Die Bosniaken in der preussischen Armee: Wissenschaftliche Mitteilungen für Bosnien, Sarajewo 1900; Franz Genthe, Das sächsisch-polnische Bosniakenregiment die Stammtruppe der preussischen Alanen und die holländischen Bosniakenlanzenreiter: Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien, 10. Band, Wien 1907, S. 345 ff.

<sup>3)</sup> Im 19. Bande der Allg. Deutschen Biographie seltsamerweise in zwei Artikeln behandelt, ohne daß die Identität erkannt wäre.

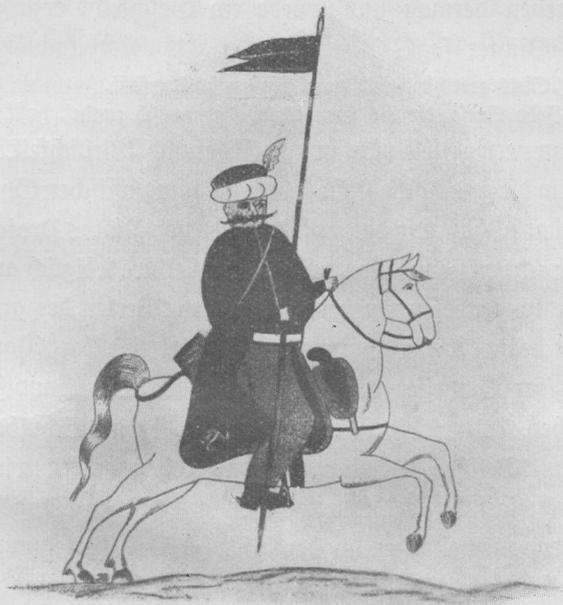
Nur wenig habe ich herausgegriffen und ganze Kapitel, wie Naturwissenschaften, Medizin und Lazarettwesen, Philosophie und Mystik, ausgeschaltet, weil namentlich auf diesen Gebieten Herr Geheimrat Gilhard Wiedemann in Erlangen ein kaum noch übersehbares Material in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragen hat. Seine inhaltsreichen Beiträge zur Ge-



schichte der Naturwissenschaften in den Sitzungsberichten der physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen zählen nunmehr etwa 70 Nummern, und fast alle Zeitschriften für Naturwissenschaften und Nachbargebiete, die nur einiges historische Interesse bekunden, haben neue Mitteilungen von ihm, meist aus arabischen Quellen, gebracht.

Durch meine Zusammenstellungen glaube ich einer nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch sich verhängnisvoll aus-

wirkenden Einseitigkeit zu steuern, wie sie das Teubnersche Kampf-  
buch „Vom Altertum zur Gegenwart“ erzeugt. Es liegt mir  
durchaus fern, nun meinerseits den Orient zu verhimmeln und  
das allerdings bei uns bisweilen etwas aufdringlich servierte



Griechentum herabzusetzen. Um eine Übersicht über die Herkunft  
der Elemente unserer Kultur zu gewinnen, müßten vor allem  
die meist unterschätzten amerikanischen Einflüsse, ferner das Boden-  
ständige, das Keltische, das Nordische zusammengestellt werden.  
Das Kulturleben eines Volks quillt aus den mannigfaltigsten  
Wurzeln. Wissenschaftliche Forschung muß universell sein, oder  
sie hört auf, wissenschaftlich zu sein. Wie der Botaniker sich  
nicht auf das Studium e i n e r Pflanzenfamilie beschränken kann,

so hat niemand das Recht, über Religion zu reden, dessen Kenntnisse nicht auf dem empirischen Gesamtmaterial fußen. Für den Sprachforscher haben sämtliche Sprachen das gleiche Interesse, aber wie wenige sind bisher wissenschaftlich erforscht! Auf ästhetischem Gebiet nimmt jede Vereinsseitigung unendlich mehr, als sie zu geben vermag und würde ein Geschlecht erziehen, das, wie der Dichter sagt:

„Stets zerrissen, stets vom Halben halb erfaßt,  
Jede Seele, die als Ganzes sich harmonisch rundet, haßt.“

Man verwechsle nicht immer Ideal und Wirklichkeit. Die Einführung in die griechische Philosophie im humanistischen Gymnasium bestand darin, daß wir das erste Drittel von Platons Protagoras in der Ursprache mißhandelten und bei der Lektüre lediglich auf äußerlichkeiten hingewiesen wurden. Von den Werten des griechischen Dramas hatten weder Lehrer noch Schüler eine klare Vorstellung; man las im Semester einige Seiten Aias. Die Hauptstärke der griechischen Kultur, die bildende Kunst, blieb im Schulbetrieb unbeachtet. Welchen Gewinn für das Leben hätten wir gehabt, wenn wir statt dessen die wichtigsten griechischen Tragödien und Komödien, meinetwegen in den schlechtesten Übersetzungen<sup>1)</sup>, wie sie Goethe und Schiller benutzten, aber mit verständigen Erläuterungen kennen gelernt hätten! Es war, als ob ein Norddeutscher, der die Schönheiten der Alpenwelt kennen lernen will, die Vorbereitungen so gründlich trifft, daß er aus Zeit- und Geldmangel schließlich nur bis Dachau gelangt. Wer in der Schule mit Servius Tullius, Tullus Hostilius und verwandten Geistern im lateinischen, französischen(!), Geschichts(!) und wo-

<sup>1)</sup> Die tiefste ästhetische Wirkung kann lediglich durch Übertragungen in die Muttersprache, niemals, wie fälschlich behauptet wird, durch Lektüre in einem fremden Idiom ausgelöst werden, es sei denn, daß man für die Wirkung der Muttersprache abgestorben ist.

möglich im deutschen Unterricht unablässig bis aufs Blut gepeinigt wurde, ohne daß sein Durst nach Wissen von wirklich welthistorischen Werten, wie etwa der Entstehung des holländischen oder englischen Kolonialreichs, der Entwicklung Amerikas oder des slavischen Ostens die geringste Befriedigung fand, der wird, auch wenn der Unwillen über die nutzlos verträdelte kostbare Zeit allmählich schwindet, sich doch sehr ernster Gedanken nicht erwehren können. Es wurde durch diesen Betrieb, der das schon ohnehin allzu schwache Nationalgefühl nicht zu stärken geeignet war, inmitten des deutschen Volkes eine künstliche Mauer aufgeführt, selbst in der Sprache durch Drunken mit unnötigen welschen Wortungetümen eine verhängnisvolle Kluft geschaffen, die Literatur und Kunst durch geschmacklose Anspielungen auf eine fremde tote Mythologie usw. für die Mehrzahl, die somit geistig enterbt wurde, ungenießbar gemacht. Es handelte sich dabei nicht etwa um unentbehrliche Bildungswerte. Wir verfälschen die Geschichte, wenn wir den gewissenlosen Vampirismus des Römervolkes, der uns im „heiligen(!) Egoismus“ ihrer Nachkommen teuer genug zu stehen gekommen ist, nach römischen chauvinistischen Quellen beschönigen. Fern in Ostasien spielten sich, wie wir heute nach Erschließung der chinesischen Quellen wissen<sup>1)</sup>, jene welthistorischen Vorgänge ab, welche jenseits des Horizonts der antiken Schriftsteller lagen und in ihren Auswirkungen zur Völkerwanderung, zum Zusammenbruch der antiken Welt und zu der Entstehung all der Nationen führten, welche bis zur Gegenwart die führenden Rollen in der Weltgeschichte spielen. Die einzelnen Völkerindividualitäten zu verstehen, ist von grundlegender Bedeutung für das Verständnis

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. de Groot, Die Hunnen der vorchristlichen Zeit, Berlin 1921.



von Kultur und Geschichte. Dem klassischen Altertum fehlte dazu die Vorbedingung: Sprachenkenntnis, die wir heute als wichtigste Grundlage der Geisteswissenschaften ansehen, ebenso wie es der Grundlage der modernen Naturwissenschaften, dem Experiment, so fremd gegenüberstand, daß selbst ein Empiriker wie Aristoteles die Entsalzung des Meerwassers durch ein Wachsgefäß für möglich halten konnte<sup>1)</sup>! Wir brauchen zur Entfaltung unserer Kräfte und zur Stählung im Kampf ums Dasein einen weiteren Horizont und eine andere Einstellung, als sie der Humanismus zuließ. Wir können uns den Luxus nicht mehr leisten, an Stelle von Weltgeschichte das Schwelgen in Sabiner- und Samniterkriegen zu setzen. Die Etymologie des begrifflich verschwommenen Schlagworts „Humanismus“ erweckt zudem verwirrende Ideenassoziationen. Dem Altgriechischen ist ein Wort für „Menschheit“ überhaupt fremd geblieben. Diejenigen, welche das falsche Wort „Humanismus“ am meisten im Munde führen, sind tatsächlich Verfechter eines Ideals, das China weit reiner als Griechenland verkörpert. Es liegt mir durchaus fern, hier China im verächtlichen Sinne zu gebrauchen, etwa wie jene blasferten Europäer, die Deutschland gerne mit China vergleichen, weil sie den Eindruck gewonnen haben, daß von zwei Deutschen in der Regel einer den andern examiniert oder zum Examen vorbereitet. Aber auch ein Mann, der tief und mit Liebe in chinesisches Wesen eingedrungen ist, Graf Keyserling, kann sich, selbst völlig überrascht, des Eindrucks nicht erwehren, daß ihm im Tempel des Confucius „der leibhaftige Geist der klassischen

<sup>1)</sup> Edmund D. v. Lippmann, Die Entsalzung des Meerwassers bei Aristoteles (S.-M. aus der Chemiker-Zeitung 1911, Nr. 127), hat gezeigt, daß bereits in der Vorlage des Aristoteles aus einem ἀγγεῖον κεράμιον ein ἀγγεῖον κήριον geworden war, Aristoteles aber an diesem naturwissenschaftlichen Unsinn keinen Anstoß nahm und nicht daran dachte, es zu probieren.

Philologie" entgegentrat<sup>1)</sup>. Somit hat auch diese Geistesrichtung wenigstens ein Vorbild in China, wie denn überhaupt dieser Zug, den man eigentlich als romantisch bezeichnen sollte, die Sehnsucht nach vergangenen Kulturformen, gerade im Orient häufig auftritt. „Unsere Philologen“, so heißt es im 2. Bande seines Reisetagebuches S. 530, „erkennen europäisch-klassischen Studien die gleiche Bedeutung zu; auch sie behaupten, der klassisch Gebildete, der des Lateinischen und Griechischen mächtige, der Kenner des Cicero, sei allen Aufgaben des Lebens gewachsen. Aber für Europa ist das nicht mehr wahr. Der Geist Griechenlands und Roms ist gar nicht unser Geist . . .“ Auch die weiteren Ausführungen des Grafen sind außerordentlich treffend und beherzigenswert; die Weltreise hat seinen Blick für die künstliche Verengung unserer Bildung geschärft. Für den modernen Menschen, und für den Germanen insbesondere, umfaßt der Idealbegriff „Mensch“ die mannigfache Entwicklung sämtlicher Völker und ihrer Entwicklungsmöglichkeiten. Und auf dieses Ziel weist uns auch das Wort „Universität“.

---

<sup>1)</sup> Reisetagebuch eines Philosophen, 2. Band, 5. Aufl., Darmstadt 1921, S. 527.



## Anmerkungen und Nachträge

§. 5. Vgl. ferner Arne, *Sveriges förbindelser med Östern under Vikingatiden: Förvännen*, Stockholm 1911, S. 1–66. – Eine Bronzefigur, die 1905 unter einem Stein bei Schernen im Kreise Memel entdeckt wurde, erkannte der verstorbene Königsberger Assyriologe Peiser als hettitische Arbeit, die etwa um 1500 vor unserer Zeitrechnung entstand, vgl. Bezzenberger und Peiser, Die Bronzefigur von Schernen: Sitzungsberichte der Altertums-Gesellschaft Prussia für die Vereinsjahre 1900–1904, 22. Heft, Königsberg i. Pr. 1909, S. 424–444. – Siehe auch Arne, *Några i Sverige funna Bronsstatuetter af barbarisk Tillverkning* (Einige in Schweden gefundene Bronzeplastiken barbarischer Herstellung): *Förvännen*, Stockholm 1909, S. 175–187. – Wenig Überzeugendes enthält Georg Wille, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa: Mannus-Bibliothek Nr. 10, Würzburg 1913.

§. 7. Söderblom, *Das Werden des Gottesglaubens*, Leipzig 1916, S. 324: „Ich hörte einmal einen Chinaforscher in einem Vortrag bemerken, wie gewisse Äußerungen und Redewendungen in Kung-fu-tse's Sprüchen und den sonstigen Klassikern Chinas an die Ausdrucksweise des 18. Jahrhunderts in Europa erinnern. Wer die Zitate aus dem Schi-king im 6. Kapitel liest, dürfte ähnliche Beobachtungen machen können. Das gilt nicht zum mindesten auch vom Gottesglauben. Spricht man vom Deismus der Aufklärungszeit, so kennt die Religionsgeschichte offenbar keine so „deistische“ Gottesgestalt wie Schang-ti oder T'ien. Man darf sich kaum darüber wundern, daß das 18. Jahrhundert in dem Moralismus und der Vernunftreligion der klassisch-chinesischen Zeit einen Seelenverwandten erkannte.

§. 8 Z. 15/6. Vgl. Max F. Hecker, Schopenhauer und die Indische Philosophie, Köln 1897.

§. 9 Z. 4/5. Über Glückgreifen s. E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen, 1. Teil, Mohrungen 1884, S. 1 ff.

§. 10 Z. 4 statt Alanenmütze l. Hufarenmütze. — Z. 23. Mit Recht leitet Littmann *Risfo* von arabisch *rizq* (tägliches Brod, Spende) ab, das wieder aus dem Mittelpersischen stammt. Nachzutragen wäre bei Littmann *Chikane* vom persischen *tschögân* (Schlegel beim Polospiel), *Dalanfin* von Sanskrit *palyanka* (Ruhebett), *Cocon*, das aus dem chinesischen *kiàn, kièn* stammen soll.

§. 11. „Jammertal“ stammt aus Psalm 84, 7. — Das Sprachgut der Gaunersprache ist wie das Wort „Gauner“ selbst meist hebräischen Ursprungs, so *meschugge*, *Moos* (für Geld), *Schmus*, *Schofel* usw.

§. 14 Z. 4/5. Statt „Borneo und Celebes“ s. „Sumatra“.

§. 28 Anm. 3. [*Raschideddin* ed. *Quatremère*, Paris 1836, §. 135 Anm., R. Hartmann.]

§. 42 Anm. 3 füge hinzu: §. 21.

§. 48. Droschke, der Etymologie nach: Wegwagen, Reisewagen. — Brodtkelmann hatte (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 51. Band 1897 S. 658, 52. Band S. 282 „Nochmals Landauer“) die unglückliche Idee, unser gut-deutsches Wort „Landauer“ auf arabisch *endül* und weiter auf das Indische zurückzuführen. Schon die französische Schreibung „*landau*“ hätte einen kritischen Forscher zurückgehalten, solch einen Einfall drucken zu lassen. Auf die richtige Spur führte mich eine freundliche Auskunft von Herrn Dr. Feldhaus, die mir Herr Kollege Harms vermittelte. Joseph I. benutzte bei der Reise von Wien zur Belagerung von Landau am 26. Juni 1704 einen neuartigen Wagen, der sowohl geschlossen werden, als auch offen und halboffen sein konnte. Damals kam für solche Wagen die Bezeichnung „Landauer“ auf, vgl. E. Heuser, Belagerungen Landaus, Landau 1896, 2. Band S. 28.

§. 49. Nach Montelius (Prähistorische Zeitschrift, 2. Band, Berlin 1910, S. 270) stammen zwei im Norden zu großer Bedeutung gelangten Ornamente: Spirale und Mäander letzten Endes aus Ägypten.

§. 50 Z. 8. Lüsterfayencetechnik, Druckfehler für Lüsterfayencetechnik.

§. 53 ff. Nur zu häufig werden Errungenschaften als „römisch“ bezeichnet, weil sie zur Zeit der römischen Herrschaft nach dem Abendland gelangten. „Man vermeidet“, so sagt Strzygowski (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, 8. Jahrg. 1905, S. 18), „diese Bezeichnung besser, weil sie eine reine Zeitbestimmung, nur zu oft so genommen wird, als wenn Rom auch der gebende Teil gewesen wäre.“

§. 55. [Es wäre noch zu bemerken, daß die Kathedrale von *Ezra* (*Zor'a*), wie de Vogüé bereits vor vielen Jahren erkannt hat,

das Vorbild der südfranzösischen Rundkirchen abgegeben hat und daß ich einmal mit Dehio in Straßburg feststellte, daß die Rundkirchen in Spanien und Frankreich, deren Apsiden aus dem Hauptbau hervorragen, ihr Vorbild in el-Fa'äl in Mittelsyrien haben. [Enno Littmann.]

S. 62. Man veranstaltet so häufig Gemäldeausstellungen nach ganz äußerlichen Prinzipien wie der Technik oder gar der Heimatprovinz des Künstlers. Welch reiche Anregung würde dagegen eine Ausstellung der Orientalmalerei in ihrem ganzen Umfang und ihrer historischen Entwicklung bieten können. In erster Linie wird man dabei wohl an München denken, das 1910 die nie wieder erreichte Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst zustande brachte und in diesem Jahre einen deutschen Orientalisten-Kongreß abhält. Eine solche Ausstellung würde dem Theater, der Buchillustration und vielen andern Kunstzweigen zugute kommen; sie würde aber vor allem zeigen, wie verschiedenartig der Orient vom Beschauer erfaßt wird, wie viel mehr er dem Auge des Künstlers als dem des Touristen und manchmal auch des Gelehrten enthüllt und wie mannigfaltige Wirkung von der Beobachtung seiner künstlerischen Werte in den kalten Norden einflutete.

S. 64 unten. Vgl. *Qazwini II* S. 30; Wilhelm Geiger, *Dipavamsa und Mahavamsa* und die geschichtliche Überlieferung in Ceylon, Leipzig 1905, S. 27 Anm.

S. 67. Vgl. Baron Gay von Broekdorff, *Die einsame Insel: Der Tag 1. Februar 1917.*

S. 69. Weitere Beispiele bei W. Berg, *Morgenländisches in unsrer Sprache: Grenzboten*, 81. Jahrg. 1922, S. 265–273, 300–307, 349–353. Vgl. auch Brunnhofer, *Östliches Werden*, Bern 1907, S. 197–201: Brahmanistische und buddhistische Anklänge in Goethe und Schiller.

S. 77. Zur Geschichte des Karussells vgl. Reichwein a. a. D. S. 76.  
S. 79. Über *chanoyu* s. Murray, *Japan* 1895, S. 165.



Satz und Druck von A. W. Ziefeldt, Osterwied-Harz











D Na 132  
/ 10

ULB Halle 3/1  
001 164 686



